Eckstein

Pariser Silhouetten.

Heitre und düstre Bilder aus der Weltstadt

von

Ernst Eckstein.

Gießen,
J. Ricker'sche Buchhandlung.
1873.

BIBLIOTH
REGIA
MONACEN

Das vorliegende Buch erhebt keinerlei culturhistorische Ansprüche. Die flüchtigen Federzeichnungen, die ich hier kaleidoskopisch zusammenstelle, werden ihre Mission erfüllen, wenn sie dem Leser eine vorübergehende Unterhaltung gewähren.

Im November 1872.

Der Verfasser.

Inhalt.

Aus der Welt der Journale.

Die französische Journalistik repräsentirt gegenwärtig eine Macht, deren gewaltigen Einfluß wir während des letzten Krieges nur zu oft zu beklagen hatten; denn leider geht mit der Bedeutsamkeit des Könnens die Lauterkeit des Wollens nicht immer Hand in Hand. Ein beträchtlicher Theil der nationalen Fehler und Irrthümer, die dieses so reichbegabte Volk verunzieren, kommt auf Rechnung der Pariser Presse, die in selbstsüchtiger Absicht den verwerflichen Leidenschaften der Masse schmeichelt, anstatt dieselbe aus dem Staube der Kleinlichkeit hülfreich emporzuheben. Das Gefühl der Pflicht ist — so hart dies auch klingen mag — der überwiegenden Mehrzahl der französischen Journalisten ein unbekannter Artikel; das einzige Ziel, auf das sie ihr Talent und ihren Eifer richten, ist der materielle Erfolg ihres Blattes und ihr damit zusammenhängendes individuelles „Glückmachen." Es giebt, Gott sei Dank, eine Reihe der ehrenwerthesten Ausnahmen, aber, wie gesagt, sie befinden sich erheblich in der Minorität.

Die hervorragende Bedeutung der französischen Presse scheint es zu rechtfertigen, wenn wir ihrer inneren Organisation eine eigene Stunde der Andacht widmen. Suchen wir uns von den geistigen und mechanischen Vorbereitungen Rechenschaft zu geben, die erforderlich sind, um dem Pariser zum Frühkaffee eine Nummer des „Siècle" oder des „Journal des Débats" zu liefern. Machen wir uns mit dem Personal eines modernen französischen Blattes und mit den Aufgaben

bekannt, die jedem einzelnen Rade der großen Maschinerie obliegen.

Ein bedeutendes Pariser Journal ist meistens in ein unsympathisches, düsteres Gebäude verwiesen. Ein niedriger Thorbogen, aus grauen, schmutzigen Quadern gewölbt, führt in die unwirthliche Hausflur. Die Treppenaufgänge sind eng, dunkel, halsbrecherisch. Es ist, als solle dem Zudringlichen von vornherein begreiflich gemacht werden, wie wenig man gesonnen ist, ihm die Pfade zu ebnen. Der Umstand, daß jedes größere Journal seine eigne Druckerei besitzt, trägt wesentlich dazu bei, die erkorene Baulichkeit zu verdüstern; denn wo die Jünger Gutenberg's ihre Zelte aufschlagen, da verwandelt sich die reinste, blendendste Tünche über Nacht in das niederträchtigste Grau.

Die Residenz einer Pariser Zeitung ist in zwei scharf gesonderte Hälften getheilt: in den Bezirk der Redaction und in den der Administration.

Das Gebiet der Redaction besteht aus sechs bis sieben Räumlichkeiten, nämlich einem Gemach für die Bureau-Bediensteten, einem Wartezimmer, einem Privat-Cabinet für den Chef-Redacteur, zwei bis drei Sälen für die Unterredacteure, und einem sogenannten Redactionszimmer, in welchem sich die Bibliothek befindet.

Das Gemach der Büreaudiener ist gewissermaßen die Vorhalle, durch welche Jedermann, selbst der Eingeweihte, passiren muß, ehe sich ihm die Pforte des Heiligsten, — nämlich des Wartezimmers, — oder gar des Allerheiligsten, — nämlich des chefredacteurlichen Privatcabinets — erschließt. Aber nicht Jeder, der diese Vorhalle betritt, gelangt zur geweihten Schwelle! Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt! Wer die Parole nicht kennt, wer nicht mit unumstößlichen Beweisen darthut, daß er drinnen erwartet wird, der

erhält die stereotype Antwort: „Der Herr Redac-en-chef (so lautet die sanctionirte Abkürzung) kommt vor heute Abend nicht in die Redaction!“ So schroff diese Methode auf den ersten Anblick erscheinen mag, so dringend ist sie mit Rücksicht auf die Unmasse ungebetener Gäste, die von früh bis spät die großen Journale belagern, geboten. Ein bekanntes geflügeltes Wort behauptet, der Mann, der seine Zeit am genauesten kenne, sei Monsieur de Paris, der Scharfrichter. Mit einem gleichen Grade von Autorität könnte man diesen Ausspruch auf die Bureaudiener (Garçons de bureau) anwenden. Welche bunte Gallerie von Charaktermasken wandelt nicht Tag um Tag an ihnen vorüber! Welche Fülle von typischen Figuren! Da naht sich in demüthiger, gebeugter Haltung der heruntergekommene Literat, der den abgeschabten Cylinder krampfhaft durch die dürren Finger laufen läßt und von seinem Herrn Collegen einige Franken „erborgen“ möchte. Da stolzirt kühn gehobenen Hauptes ein Jüngling herein, der eine weltverbessernde Erfindung gemacht hat, — sei es nun, daß er die Lösung eines gewaltigen socialen Problems, sei es, daß er eine neue Methode der Straßenreinigung, des Brodbackens oder der Kuhpockenimpfung bringt. Auch wissenschaftliche Entdeckungen, wie z. B. die der Cirkelquadratur, des Perpetuum Mobile 2c. sind an der Tagesordnung. Der junge Mann verlangt die Einrückung eines acht Spalten langen Artikels, in welchem er die Früchte seines Nachdenkens dem Urtheile der Sachverständigen unterbreitet. Erbittert runzelt er die Stirn, wenn der Chefredacteur zum zweiten Male gewagt hat, nicht zu Hause zu sein! Wie? Hat man denn im neunzehnten Jahrhundert jeden Sinn für die Fortentwicklung des Menschengeschlechts verloren? Soll sich die traurige Komödie, die der große Columbus durchgelitten, immer und ewig wiederholen? . . . Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß

der angebliche Geistespionnier im besten Falle ein unreifer Schwärmer ist.

Nicht minder zahlreich als die Bittsteller und Erfinder sind die literarischen Dilettanten. Sie übertreffen jene noch an Hartnäckigkeit und Beredsamkeit. Der Student im ersten Semester, der einen Leitartikel über die europäische Lage verfaßt hat und denselben in der nächsten Nummer veröffentlicht sehen möchte; der hagere Poet, der eine Dichtung im Stil der Henriade geboren und das Feuilleton der betreffenden Zeitung um die Uebernahme der Pathenstelle ersucht; die ältliche Dame, die mit einem Sensationsromane von hundert Bogen niedergekommen ist — das sind stehende Charaktere des Vorzimmers. Die „Garçons“ sind ihnen gegenüber so meisterhaft geschult, daß sie dem Redactionspersonal nie lästig fallen würden, wenn sie nicht eine eigenthümliche Kriegslist befolgten. Sie warten nämlich bis zum Schlusse der Bureaustunden und „begleiten“ dann die Redacteure anf dem Wege nach ihren Privatwohnungen. Namentlich versteht es die Pseudo-Schriftstellerin, ihre Opfer mit unlöslichen Garnen zu umstricken.

Auch der Mann des „Eingesandt“ gehört zu den typischen Belagerern des Wartezimmers. Bald bringt er eine Jeremiade über das schlechte Pflaster in der Rue de la Coqueluche; bald beschwert sich sein Artikel über die Unsicherheit gewisser Stadtviertel; bald erlaubt er sich eine „leise Anfrage“, ob man höheren Orts nicht gesonnen sei, endlich in dem Impasse Carcolet eine Gaslaterne anzubringen, da ein naher Verwandter des Einsenders am 27. d. M. daselbst in der Dunkelheit der Nacht eine Rippe gebrochen habe.

Oft sind diese Correspondenzen unterzeichnet wie folgt: Henri Goguenard, Specereiwaarenhandlung, Rue St. André, Nr. 99; oder: Jean Jacques Brimbouillet, Strumpfwaaren-

geschäft (auch auf Credit), Rue Bergère Nr. 77. Alsdann entspringen sie dem speculativen Kopfe eines haushälterischen Bourgeois, der dem Publicum seine Firma in's Gedächtniß rufen will, ohne die Auslagen für eine Anzeige zu bestreiten.

Vergessen wir schließlich nicht den Finanzschwindler! Er bringt eine mehr oder minder beträchtliche Summe und wünscht dafür die lobende Besprechung irgend eines zweideutigen Unternehmens.

Alle diese Persönlichkeiten hat der Bureaudiener abzuwehren, zu beschwichtigen oder im Nothfall vor die Thür zu befördern. Die Aufgabe ist eben so schwierig wie undankbar, und mehr als ein Seufzer des Neides ringt sich aus dem Busen des umlagerten Garçons los und weht hinüber nach den Räumen, wo der König des Journals, der Redacteur-en-chef, seine souveraine Existenz führt.

Der Chef-Redacteur eines Pariser Journals ist in der That ein kleiner Fürst. Jedermann fêtirt ihn; alle Pforten sind ihm geöffnet. Die Theater stellen ihm die besten Logen zur Verfügung; ohne ihn geht keine Feier, kein diplomatisches Diner, kein Autorenfrühstück, keine künstlerische Soirée in Scene. Er bezieht ein Gehalt von zwanzig- bis vierzigtausend Francs, wohnt Bel-Etage, und „macht ein Haus". Dabei ist er unter allen Journalisten derjenige, der am wenigsten schreibt. Als eleganter Dirigent steht er vor seinem Pulte und schwingt ohne sichtbare Anstrengung sein Stäbchen. Freilich, die Arbeit ist, äußerlich genommen, leichter, als die rastlose Thätigkeit der einzelnen Instrumente; aber es gehört ein ganz besonders ausgeprägtes Tactgefühl dazu.

Ein echter Chef-Redacteur duldet unter seinem Personal Niemanden, der ihm vermöge seines Talentes ebenbürtig oder gar überlegen wäre. So hat Emil von Girardin den Herren Nefftzer, Peyrat, Duvernois u. A., die eine Zeit lang seine

Unterredacteure waren, nach gewonnener Einsicht in ihre Befähigungen den Laufpaß gegeben. Emil von Girardin ist übrigens, beiläufig gesagt, einer der wenigen Chefs, die persönlich eine unermüdliche Feder führen.

Der Zweite im Rang, nach dem Chef-Redacteur, ist der Verfasser des „Premier-Paris", des Leitartikels. Sein officieller Name ist Bulletinier, eigentlich „Berichterstatter"; das journalistische Kauderwelsch benennt ihn auch wohl „Tartinier" was sich am besten mit Kannegießer übersetzen läßt *).

Der Bulletinier muß die Gabe besitzen, auf Commando über jeden beliebigen Gegenstand aus dem Gebiete der Politik, der Nationalökonomie, der Geschichte rc. rc. eine Spalte voll geistreicher Bemerkungen loszulassen. Je nach dem Inhalte der einlaufenden Telegramme fordert man von ihm eine Charakteristik der religiösen Ideen in Deutschland, eine Darlegung der türkischen Militärverhältnisse oder ein Resumé der österreichischen Geschichte seit dem Kriege von 1864. Der Bulletinier zeichnet sich durch die Verwegenheit seiner Perspectiven, durch die Tollkühnheit seiner Combinationen aus. Mit einem einzigen Federstriche „vernichtet" er Systeme, Staatsmänner, sociale Einrichtungen; es kostet ihm nicht das Geringste, den politischen Horizont mit „schwarzen Punkten" zu tätowiren, kriegerische Verwickelungen in allen vier Welttheilen zu weissagen, und von Zeit zu Zeit im Tone einer Pythia zu erklären, Europa stehe „am Vorabende großer Ereignisse."

Der Bulletinier verbraucht, wie der Leser bereits ahnen wird, eine unfaßliche Menge sogenannter „Clichés", d. h. Gemeinplätze. Da sein unermüdlicher Kiel per Dampf arbeitet und oft ohne Unterbrechung zwei- bis dreihundert Zeilen auf's

---

*) Tartine ist ein langweilig geschriebener Zeitungsartikel.

Papier wirft, in denen sich kaum eine ausgestrichene Silbe vorfindet, so wird man ihm die kleine Schwäche zu Gute halten. Die Clichés verleihen übrigens dem Zeitungsstile in den Augen der Halbgebildeten ein eigenthümliches Relief. Im Wesentlichen stimmen die Gemeinplätze der französischen Journalistik mit denen der deutschen überein. Hierher gehört z. B. die famose Wendung: „Wir tanzen auf einem Vulcan!“, oder die nicht minder poetische: „Wir befinden uns auf einer schiefen Ebene.“ Auch Phrasen wie die folgenden sind dem Deutschen wie dem Franzosen geläufig: „Man erzählt sich in diplomatischen Kreisen . . .“ — „Wir erfahren aus zuverlässiger Quelle . . .“ — „Dürfen wir einem sehr consistenten Gerücht Glauben schenken, so . . .“ — „Sie haben Nichts gelernt und Nichts vergessen . . .“ — „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem . . .“ — „Der gesunde Sinn des Volkes . . .“ — „Die Wissenschaft hat einen herben Verlust erlitten . . .“ 2c.

Der Bulletinier verfügt über alle diese mehr oder minder geistreichen Wendungen mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Auch sprudelt er von bildlichen Ausdrücken über, die indeß nicht immer die Genehmigung des Logikers erlangen würden. Der Bulletinier spricht von dem Sturme einer lodernden Begeisterung, von den Grundlagen der Familienbande, von den Schranken, die das Gesetz ihm auflegt, und dergleichen mehr. Je schneller und flüchtiger der Artikel vom Stapel gelassen wird, um so häufiger finden sich solche schadhafte Stellen. Seitdem die Journalisten genöthigt sind, ihre Arbeiten zu unterzeichnen, seitdem ist auch der Tartinier vorsichtiger geworden. Traut er sich indessen nicht hinlänglich, fürchtet er, durch Beifügung des Namens seinen Ruf zu schädigen, so hilft ihm ein eigens

hierzu berufener Amtsbruder aus der Verlegenheit : der Redactionssecretär!

Derselbe hat die Aufgabe, sämmtliche Artikel, deren Verfasser ungenannt bleiben wollen, auf sein Conto zu nehmen. Wie mancher hohe Staatsmann verbirgt sich hinter der schlichten Unterzeichnung eines solchen Scheinschriftstellers! Jahrelang hat Guizot das „Journal des Débats" mit Leitartikeln beglückt, die „David" signirt waren. Selbst Louis Napoleon ließ von Zeit zu Zeit seine souveräne Stimme im „Constitutionnel" erschallen und nannte sich „Boniface". Oft ist der Redactionssecretär seit acht Tagen krank oder verreist; aber „seine Artikel" fahren fort, die Börse zu beeinflussen oder eine Ministerkrise hervorzurufen.

Die meisten großen Journale besitzen neben dem „Tartinier" einen eigenen Polemiker, dessen Aufgabe darin besteht, die Fehden mit den Herren Confratres der Presse auszufechten. Das journalistische Rothwälsch nennt diese professionirten Zänker „Engueuleurs", d. h. „Fresser, Verschlinger". Sie zeichnen sich durch eine Virtuosität im Erfinden klangvoller Prädicate aus. Nicht selten überschreitet ihr Stil die Grenzen des parlamentarisch Erlaubten.

Aus der beträchtlichen Zahl der übrigen Redacteure verdient zunächst der „Cuisinier" hervorgehoben zu werden. Ihm liegt die eigentliche „Mache" des Journals ob. Wie ein Koch die Speise, so setzt er die Zeitung aus den ihm gelieferten Ingredienzien zusammen. Er liest die einlaufenden Artikel, — „la copie", wie der Kunstausdruck lautet, — und entscheidet über deren Aufnahme oder Vertagung. Er handhabt die Scheere behufs der Ausschneidung brauchbarer Aufsätze, Notizen 2c., die er aus andern Journalen zu reproduciren wünscht. Er ordnet das Material nach äußeren und

inneren Rücksichten und übt auf diese Weise einen unberechenbaren Einfluß anf die Physiognomie seines Blattes aus.

Eine wichtige Rolle spielen neuerdings die sogenannten „Echotiers“, die verpflichtet sind, allenthalben hinzuhorchen und ihrem Journale die neuesten, pikantesten Nachrichten namentlich auf nicht-politischem Gebiete zuzuführen. Man erfährt zum Beispiel, Michelet werde demnächst ein neues Buch veröffentlichen. Vierundzwanzig Stunden später muß der Echotier wissen, wie viel Honorar der Verleger bezahlt hat, wie viel Seiten das Werk umfassen wird, wovon es handelt, ob es auf Velin gedruckt ist, ob gleichzeitig eine englische Ausgabe erscheint ꝛc. ꝛc. Oder ein berühmter Componist, ein Künstler, ein Diplomat ist gestorben. Der Echotier wäre ein für alle Mal um seinen Ruf, wenn er nicht sofort die genauesten Einzelheiten über Stunde und Minute des Todes, über die begleitenden Umstände, über die letzten Worte des Sterbenden, über sein Testament und über seine Hinterlassenschaft beibringen könnte.

Verwandt mit dem Echotier ist der „Indiscreteur“. Er enthüllt die Familien- und sonstigen Privatverhältnisse bedeutender Persönlichkeiten. Er besucht Jules Favre, Fräulein Christine Nilsson, Herrn von Rémusat u. A., und berichtet in geistvollen Plaudereien, was er geschaut und vernommen: wie Jules Favre Toilette macht, wie die blonde Schwedin frühstückt, wie Rémusat sich den Bart pflegt und die Nägel schneidet. . . . Das Publicum ist für solche Mittheilungen stets außerordentlich dankbar.

Täglich an Bedeutung wächst die Rolle des „Canardiers“, des „Entenmachers“. Oft sind die Ereignisse, über die der „Cuisinier“ verfügt, so mager, daß diesem Uebelstande durch die Erfindung geeigneter Sujets nachgeholfen werden muß. Es ergeht alsdann die Weisung an den Canardier, eine po-

litische, eine literarische und zwei „vermischte" Thatsachen aus dem Aermel zu schütteln. Die politische Ente bezieht sich mit Vorliebe auf gouvernementale Maßnahmen, die vom Publicum seit geraumer Zeit sehnsüchtig erwartet werden. Zum Beispiel: Der Vertreter Frankreichs bei irgend einem auswärtigen Cabinet gilt für unfähig; die öffentliche Meinung hat sich dringend für seine Beseitigung ausgesprochen. Mit kühnem Griffel versichert nun der Canardier, „man habe im gestrigen Ministerrathe die Abberufung des Mr. So und So einstimmig beschlossen". Die politische Ente geht natürlich durch alle in- und ausländischen Blätter und wird schließlich nicht selten zur Wahrheit, da man sich höheren Ortes scheut, die durch das falsche Gerücht hervorgerufene Befriedigung ohne Grund zu zerstören. Mancher Minister ist durch den Canardier gestürzt worden! —

Die literarische Ente liebt es, hervorragende Schriftsteller, Schauspieler, Dichter 2c. als gefährlich krank, oder gar als gestorben auszuposaunen. Tags darauf erhält das Journal eine Zuschrift im Stile des Folgenden:

Herr Redacteur!

In der gestrigen Nummer Ihres Blattes findet sich eine Notiz, der zufolge ich vom Schlagflusse getroffen worden sein soll. Ich begreife nicht, was diesen Irrthum veranlaßt haben mag, da ich mich seit zwei Monaten wohler als je fühle. Haben Sie die Güte, die fragliche Notiz durch Einrückung dieser Zeilen zu berichtigen. Genehmigen Sie 2c.

Victorien Sardou.

Die Unterschrift eines Victorien Sardou gereicht aber einem Journal zur Zierde, sie „macht sich gut", wie die Redacteure sagen, und so hat der Canardier denn zwei Fliegen mit einer Klappe erlegt: das Publicum ist durch die

falsche Nachricht erschüttert worden, und die Rubrik der „Correspondances“ enthält einen hochklingenden Namen!

Die „vermischte“ Ente ist unter allen die tollste. Keine Combination ist zu verrückt, zu wahnwitzig : der Canardier benutzt sie zu einem „Fait divers“. Im Nothfalle, das heißt, wenn die Unwahrscheinlichkeit die Polhöhe erreicht hat, läßt er sein Begebniß in Amerika spielen, nnd das Unmögliche wird wieder salonfähig. Es gibt „vermischte“ Enten, die von Zeit zu Zeit regelmäßig wiederkehren. Hierher gehören gewisse Dampfschiffabenteuer vom Mississippi, gewisse Extravaganzen spleenbehafteter Engländer und zahllose angebliche Erfindungen und Entdeckungen speculativer Köpfe, wie zum Beispiel die Kunst, Butter aus Themseschlamm, Brod aus menschlichen Skeleten oder Curaçao aus Lumpen zu verfertigen. Auch die famose russische Prinzessin mit dem Todtenkopfgesicht zählt zu dieser Kategorie. Der Canardier von Talent wird es indeß verschmähen, eine gebrauchte Platte zu neuen Abzügen zu benutzen. Er erfindet frei aus dem Stegreif, und je verwegener er die Farben aufträgt, um so besser!

Eine gesonderte Welt innerhalb des Journals bildet das Feuilleton, der „Raum unter dem Striche“, — auch „Rez-de-Chaussée“ geheißen. Keine Pariser Zeitung von Bedeutung kann heutzutage auf diese hochwichtige Rubrik verzichten. Der größere oder geringere Werth des Feuilletons wirkt oft entscheidend auf den materiellen Erfolg des Blattes. Als das „Journal des Débats“ die Sue'schen „Geheimnisse von Paris“ unter der Linie veröffentlichte, steigerte sich seine Auflage um das Dreifache. Der „Constitutionnel“ erhob sich von viertausend Exemplaren auf die Höhe von fünfundzwanzigtausend, als die ersten Capitel des „Ewigen Juden“ in seinem Rez-de-Chaussée erschienen waren. Wenn Francisque Sarcey

eine theatralische Kritik losläßt, so verkauft der „Temps“ zweitausend Exemplare mehr, als unter gewöhnlichen Verhältnissen.

Es ließe sich über diese hochinteressante Branche der modernen Journalistik eine eigene Dissertation schreiben: indeß: il ne faut pas tout dire! Genug für heute!

Die Nouveautés-Magazine.

Die schöne Leserin hat ohne Zweifel eine elegante Mohair-Robe nöthig. Das ist so selbstverständlich, daß jede Frage überflüssig, ja verbrecherisch sein würde. Eine Wanderung durch eines der großen Nouveautés-Magazine von Paris ist also für unsere liebenswürdigen Freundinnen jederzeit von praktischer Bedeutung. Wenn sie uns heute die Ehre schenken wollen, so werden wir überdieß bemüht sein, sie auf mancherlei aufmerksam zu machen, was der flüchtigeren Beobachtung entgangen sein dürfte; wir werden versuchen, über Käufer und Verkäufer einige naturgeschichtliche Details beizubringen, beziehungsweise verschiedene stets wiederkehrende Typen derselben zu charakterisiren.

Treten wir ein — gleichviel, wo! . . . Die Pariser Nouveautés-Magazine sind sämmtlich nach einem Modelle gearbeitet. Das „Louvre", die „Ville de Paris", der „Coin de Rue", der „Nordstern" und wie sie alle heißen mögen — sie variiren ohne Ausnahme dasselbe Thema. Der ganze Unterschied besteht in der mehr oder minder aristokratischen Nüance.

Unmittelbar am Eingange befindet sich die Kasse. Vor der hölzernen Brustwehr, die dieses unnahbare Heiligthum vom Publicum trennt, wandelt ein sorgfältig gekleideter Mann in der Mitte der Vierziger. Seine zierlichen Lackstiefel werfen die blendendsten Lichter. Auf der hellen, nagelneuen Weste baumelt eine schwergoldene, berlockenreiche Uhrkette. Sein Haar

ist gelichtet, aber das liebevoll gewichste Schnurrbärtchen würde jedem jugendlichen Dandy zum Schmucke gereichen. Die leichte malerische Neigung des Hauptes nach rechts und das feine, verbindliche Lächeln, das fortwährend um seine rosigen Lippen spielt, verleiht seiner Erscheinung den Ausdruck des unendlichsten Wohlwollens, der exquisitesten Höflichkeit. Er hat die Hände à la Napoleon auf dem Rücken in einander gelegt. Wie er uns erblickt, macht er eine artige, graziöse Verbeugung, kommt auf uns zu und fragt mit einer weichen, angenehm tremulirenden Tenorstimme:

„Was wünschen Sie, meine Herrschaften?"

Wir können nun auf diese Frage hundert verschiedene Antworten ertheilen: die Pariser Nouveautés-Magazine sind Universalgenies, die für jedes Problem eine Lösung bieten.

Wir wünschen einen gewirkten Longshawl, eine seidene Robe.

„Bitte, bemühen Sie sich eine Treppe hoch."

Wir bedürfen ein Dutzend gestickter Batisttaschentücher.

„Bitte, meine Herrschaften, drüben links, wenn es gefällig ist."

Die gnädige Frau befiehlt Posamentierartikel, Möbelstoffe, ein Paar ungarischer Schnürstiefelchen.

„Haben Sie die Güte, Madame, im dritten Rayon rechts, im vierten Rayon, geradeaus ꝛc. nachzufragen."

Und gleichzeitig mit dieser höflichen Auskunft gibt der Herr mit der berlockenreichen Uhrkette und den zierlichen Lackstiefeln dem Aufseher der betreffenden Abtheilung einen etwas weniger unterwürfig gehaltenen Wink, ungefähr wie folgt:

„He, Longshawls!" oder „Weißzeug!" oder: „Bitte, Schuhwaaren!"

Der Herr, der uns so artig begrüßt hat, ist „Monsieur l'Inspecteur", der Oberaufseher, der „Kundeneinführer". Von seiner größeren oder geringeren Liebenswürdigkeit hängt

wesentlich der Erfolg des gesammten commerziellen Unternehmens ab. Namentlich auf die Damenwelt macht es einen entscheidenden Eindruck, ob sie beim Betreten eines Magazins recht chevaleresk empfangen wird oder nicht. Man wählt denn auch zum „Inspecteur“ nur solche Persönlichkeiten, denen das Savoir-vivre sozusagen im Blute liegt. Der „Inspecteur“ ist meistens ein „Ex-Patron“, d. h. ein Mann, der bereits selbstständig etablirt war, aber durch Mißgeschick wieder von der Höhe der mühsam errungenen Freiheit herabgekommen ist, oder ein herangereifter Commis, der bis jetzt noch nicht im Stande war, ein eigenes Haus zu gründen.

Das Nouveautés-Magazin ist in eine Reihe strenggesonderter Bezirke eingetheilt, die in der Kunstsprache der Kaufleute „Rayons“ genannt werden. Jedem dieser „Rayons“ steht ein eigener Chef mit unumschränkter Machtvollkommenheit vor. Der „Chef de Rayon“ ist für seinen Bezirk das, was der „Patron“, der „Herr“, für die kleineren Detailgeschäfte. Er besorgt die Engros-Einkäufe, überwacht die Anfertigung der einzelnen Artikel, setzt den Verkaufspreis nach Maßgabe der vorgeschriebenen Normen fest, ordnet und numerirt nach Gutdünken und beaufsichtigt seine Leute mit der Würde eines orientalischen Pascha's.

Ihm persönlich fällt es nicht ein, sich unserer anzunehmen. Er macht uns eine galante Verbeugung und spricht dann langsam und gemessen zu einem seiner Untergebenen:

„Bitte, Monsieur Auguste, zeigen sie den Herrschaften Longshawls, Mohair-Roben u. s. w., u. s. w.“

Monsieur Auguste hüpft mit kautschuckartiger Elasticität heran, verneigt sich zwei-, dreimal, bietet uns vier, fünf Stühle an und fragt dann mit einem süßlich lispelnden Organe:

„Zu welchem Preise wünscht Madame den Longshawl, die Mohair-Robe . . . ? u. s. w., u. s. w.“

Wir nennen die Summe, die wir zu verausgaben gedenken.

Jetzt nimmt Monsieur Auguste, der Zweite im Range nach dem „Chef de Rayon", eine ebenso malerische als selbstbewußte Positur an.

„Monsieur," sagt er kalt zu einem der umherstehenden Commis, „bitte das U-P-X und das K-V-O . . ."

Der Commis gehorcht dem Befehle mit einer Flinkheit, der man anmerkt, das Monsieur Auguste, der „Zweite", eine gefürchtete Autorität ausübt. Er holt die bezeichneten Artikel aus ihren Fächern hervor, breitet sie lächelnd vor unseren Blicken aus und entwickelt uns ihre Eigenschaften und Vorzüge.

Monsieur Auguste tritt heran und sucht unsere Wahl zu beeinflussen. Er wird mit einem Male beredt. Sein oratorisches Talent ergeht sich in den gewagtesten Superlativen. Er nennt einen schwarzen Sammtstoff „deliciös", „poesievoll", „träumerisch"; er vergleicht ein blauseidenes Band mit dem Azur eines Frühlingshimmels und spricht von der „rauschenden Farbensymphonie" eines Fußteppichs. Er citirt die Klassiker und bemerkt mit einem verständnißinnigen Augenzwinkern, Buffon habe zwar gesagt: „Le style c'est l'homme", aber die These: La robe c'est la femme" sei ohne Zweifel eben so richtig. Er schlägt die Augen auf wie eine verzückte Heilige, wenn wir den unter der Chiffre U-P-X verstandenen Preis zu hoch finden, und gibt uns in der Blume die verführerische Schmeichelei zu genießen, für uns sei Nichts zu gut und Nichts zu theuer. Er weiß genau, was uns kleidet, was unseren Teint hebt, was zu unseren dunkelbraunen Locken paßt, was uns kleiner oder größer erscheinen läßt. Er „räth" uns diesen Stoff und nicht jenen, jenes Muster und nicht dieses zu nehmen; er verpfändet uns sein Ritterwort, daß die blaue Farbe seiner Bandwaaren nicht

verblasse, daß seine Roben den Regen vertragen, daß seine Promenade-Jäckchen gar nicht abzunutzen sind.

Während Monsieur Auguste uns auf diese Weise zu bestimmen sucht, muß sein Unter-Commis rennen und laufen und klettern und schleppen ... Ein Berg von Verkaufsartikeln stapelt sich im Handumdrehen vor unseren Blicken auf; die Wahl wird von Secunde zu Secunde schwerer. Endlich indeß kommt der Kauf zu Stande. Der Unter-Commis befördert die Waare, die wir erkürt haben, auf Umwegen nach der Kasse. Monsieur Auguste aber gibt sich die Ehre uns zu begleiten ...

„Apropos, meine Herrschaften, haben Sie nicht vielleicht das oder das oder das nöthig? Ich habe da verschiedene Artikel zu fabelhaft billigen Preisen, und da Sie gerade hier sind, bitte, so sehen Sie z. B. hier diesen Alpacastoff an. Noch vor vierzehn Tagen verkauften wir den Meter zu vier Franken. Ich bin jetzt im Stande, ihn für den unglaublichen Preis von Einem Franken und dreißig Centimes zu lassen."

Wir zögern. Das ist allerdings nicht theuer. Sollen wir? sollen wir nicht?

„Sie finden nicht so leicht zum zweiten Male eine so günstige Gelegenheit," fährt Monsieur Auguste fort. „Ich habe ja persönlich kein Interesse dabei ..."

Wir betrachten uns den Alpacastoff näher.

„Hm ..."

„Ich kann Ihnen wirklich nur dringend zurathen," flüstert Monsieur Auguste mit einem verstohlenen Blinzeln.

Das verstohlene Blinzeln soll aussehen, als theile er uns Etwas mit, was er eigentlich verschweigen sollte, als habe er mehr unseren Vortheil, als den des Geschäfts im Auge.

Wir sind schlichte, gutmüthige, jeder Heuchelei unfähige Naturen; wir können uns nicht denken, daß Monsieur Auguste

Komödie spielt; wir lassen uns fünfzehn Meter zu einem Kostümkleide abschneiden.

Wären wir echte, geriebene Pariser, so wüßten wir, daß wir einen Stoff gekauft haben, der „veraltet" und „abgefrischt", d. h. aus der Mode und seines ursprünglichen Glanzes beraubt ist. Oft entdecken wir erst beim Anprobiren des Gewandes, daß ihm ein gewisses unnennbares Etwas, ein Hauch von Neuheit und Eleganz fehlt, den wir schmerzlich vermissen. Wir haben eben einen „Aü" — einen Ladenhüter — gekauft, der bereits seit anderthalb Jahren auf Erlösung harrte.

Der größere oder geringere Grad von Talent, den der Commis beim Anbringen der „Aü's" an den Tag legt, übt einen wesentlichen Einfluß auf sein Avancement aus. Ueberdies erhält er von dem Erlös dieser Schmerzensartikel einen respektablen Prozentsatz.

Die meisten Rayons sind männlichen Chefs unterthan, die sämmtlich je nach der Natur der von ihnen commandirten Waaren verschiedene Namen führen, wie „Soyeux" (Seidener), d. i. Chef des Seiden-Rayons, „Châlier", d. i. Chef des Shawl-Rayons, „Fantaisiste", d. i. Chef des Buntwaaren-Rayons, „Bonnetier", d. i. Strumpfwaaren-Chef u. s. w.

Der vornehmste unter allen ist der „Soyeux"; ihm folgt der „Châlier". Der „Bonnetier", spottweise auch „Schlafmütze" geheißen, ist der am wenigsten Angesehene, und demgemäß auch meistens der Jüngste.

Die „Chefs de Rayon" sind materiell vortrefflich situirt. In den größeren Häusern beziehen sie einen Gehalt von 10—15,000 Franken; in den kleineren verdienen sie doch mindestens 5000.

Einige Rayons, wie das Putzwaarengeschäft, die Weißwaaren, die Damen-Chaussüre, werden von weiblichen Oberbefehlshabern geleitet, die indeß nicht den amtlichen Titel

Chef de Rayon, sondern die schlichtere Bezeichnung „Première" führen.

Die „Première" befindet sich gewöhnlich in jenem Alter, das bei verheiratheten Frauen für liebenswürdig, bei unverheiratheten dagegen für bedenklich gilt: Ende der Zwanziger, Anfangs der Dreißiger. Ihre Züge haben etwas Unsympathisches, Hartes. Mager bis zum Exceß, trägt sie ein enganschließendes Kleid aus dunklem Stoffe und einen scharf gestärkten, schmucklosen Leinwandkragen. Ihr spärliches Haar ist ohne Wülste und Bänder, ohne künstlerische Wellen- und Winkelzüge, einfach gescheitelt. Doch fehlt nicht der Chignon. Sie trägt eine etwas kokette Schürze. Darüber baumelt an langer, elastischer Schnur die blinkende Scheere. Außerdem ist sie häufig mit Bleistiften, Meterstangen, Meßkordeln und Notizbüchern bewaffnet. Sie duldet nicht, daß ihre Untergebenen, meistens hübsche, lustige Mädchen von 17 bis 24 Jahren, den Tact verletzen; zu lautes Lachen, zu lebhaftes Plaudern sind strenge verpönt. Die „Première" wirft sich alsbald, so weit dies ihre Mittel erlauben, in die Brust, und ertheilt mit gerunzelter Stirne ein Mißtrauensvotum.

Hat die „Première" dieses Schlags jemals geliebt ...? Ach, freundlicher Leser, Du berührst da eine nur halbvernarbte Wunde! Mademoiselle Coquelicot hat angebetet ... aber unglücklich! Der Gegenstand ihrer Neigung war ein vornehmer Jüngling, der „Verhältnisse halber" nicht zu ihr „herabsteigen" konnte ... oder ein schöner Blondin aus dem Strumpfwaaren-Rayon, der sich inzwischen mit der kleinen Madeleine aus dem Putzwaaren-Rayon verlobt hat ... oder ... gleichviel wer ... Kurz, „es hat nicht sollen sein," wie Viktor Scheffel sagt, und der Hauch der Wehmuth, der durch der Première verdüstertes Herz zieht, verleiht ihrer Erscheinung einen zwiefach herbstlichen Anstrich.

Aber nicht alle „Premièren“ sind aus diesem Taige gebacken. Die verheirathete Oberaufseherin ist meistens sehr frisch und blühend. Sie trägt ein langes, rauschendes Schleppkleid, eine prachtvolle Uhrkette, die sich dreimal um ihren vollen weißen Hals windet, und fünf oder sechs blitzende Ringe. Ihre Stirne ist stets heiter und leuchtend; um ihre rosigen Lippen spielt ein unvertilgbares zauberisches Lächeln.

Die „Première“ im Genre der Mademoiselle Coquelicot ist gewöhnlich die tüchtigere. Ihr Scharfblick für die verschiedenen Charaktere von Käufern, die sich ihrem Rayon nahen, grenzt an's Märchenhafte.

Die Pariserinnen haben seit einigen Jahren das „Ladenbummeln“ der Amerikanerinnen adoptirt. Junge Frauen, die nicht wissen, wie sie einen überflüssigen Nachmittag todtschlagen sollen, verfallen auf die bizarre Idee, „nur des Scherzes wegen“ ein Nouveautés-Magazin zu besuchen. Sie lassen sich alle erdenklichen Stoffe vorlegen, begaffen und betasten nach Herzenslust, tadeln und mäkeln ohne jede Rücksicht, und entfernen sich schließlich unter dem Vorwande, das Gesuchte nicht gefunden zu haben.

Die Commis gehen diesen „Flâneuses de Magasin“ regelmäßig in die Falle. Die „Première“ dagegen kennt ihre Leute nach den ersten zwei Minuten heraus, und legt ihr souveränes Veto ein. Sie winkt und läßt die Waaren schleunigst wieder hinwegräumen.

„Die gnädige Frau haben wohl die Güte sich wieder herzubemühen, wenn Sie betreffs der Wahl entschlossen sind . . .“

Erröthend verläßt die Ladenbummlerin den Schauplatz, auf dem sie so beschämend entlarvt wurde.

Die „Dame, die Alles schlecht findet“, wird von der „Première“ ebenfalls mit großer Kaltblütigkeit behandelt.

„Bitte, Madame," sagt sie mit einem überlegenen Lächeln, „wollen Sie mir nicht gefälligst genau mittheilen, was Sie eigentlich wünschen? Ich werde dafür sorgen, daß Ihre Bestellung auf's Pünktlichste ausgeführt wird."

Die „Dame, die Alles zu theuer findet", ist noch leichter abzutrumpfen. Die Première lächelt noch überlegener und flüstert mit genialer Gelassenheit:

„Unmöglich, Madame, absolut unmöglich. Wir haben feste Preise, von denen wir keinen Centime ablassen können."

Die verheirathete „Première" bewahrt diesen drei Käufer-Typen gegenüber nicht so vollkommen ihre Würde. Sie ist launiger und launischer; sie kann sogar ausnahmsweise recht unartig werden. Die Damenwelt bevorzugt das Genre der Coquelicot bei Weitem, schon aus dem Grunde, weil die andere Gattung hübsch ist, und somit oft die Käuferin in unangenehmer Weise überstrahlt.

Die „Demoiselles", d. h. die weiblichen Unter-Commis, stehen zu der „Première" in einem ähnlichen Kriegsverhältniß, wie der Gymnasialschüler zum Herrn Director, wie der Autor zum Verleger, wie das Pensionsdämchen zur Gouvernante. Hinter dem Rücken der Oberaufseherin wird gezischelt und geschmählt. Man belegt die gefürchtete Persönlichkeit der gestrengen Gebieterin mit allerlei Spitznamen, wie „die lange Stange", die „Schneegans", die „Ellenprinzessin", die „Sauerrampfer" oder der „letzte Versuch" — und erzählt sich in liebloser Schroffheit Episoden aus ihrem Leben. Die unverheirathete „Première" wird mehr gehaßt, die verheirathete mehr beneidet.

Ach, die kleinen Médisancen sind den armen Kindern wahrhaftig zu verzeihen! Ihr Leben ist keineswegs ein allzu rosiges — das wissen die Götter! Auch die Herren Commis sind nicht auf Daunen gebettet.

Früh Morgens um acht heißt es: Auf den Posten! Der Commis muß geschniegelt und gebügelt sein, wie ein Mitglied des Jockey-Clubs; auch von der Demoiselle verlangt man eine Eleganz, die mit dem Salair (100 bis 120 Franken per Monat) nicht in logischem Verhältniß steht. Wer auch nur um eine Minute zu spät kömmt, der hat zwei bis vier Franken Strafe zu bluten; das academische Viertel oder, wie der Franzose sagt, das quart d'heure de grâce, ist für das Personal der Nouveautés-Magazine ein Mythus.

Um zehn Uhr erklingt der Ruf: „A gauche!“ Das heißt, in verständliches Deutsch übersetzt: „Meine Herren und Damen, zum Frühstück!“ — Das Dejeuner ist mager, wie Mademoiselle Coquelicot.

Ist nach eingenommener Mahlzeit nicht viel zu thun, so ergötzen sich die Commis durch allerlei Unsinn. Die Rayon-Chefs drücken ein Auge zu. Man fürchtet nur das unverhoffte Nahen des „Herrn“, des „Patron“. Wie die Gemsen im Hochlande stellen die Calicots daher Wachen aus. Kömmt der Patron in Sicht, so läßt der Vorposten einen gellenden Warnungsruf erschallen, der indeß natürlich so beschaffen sein muß, daß er keinen Verdacht erweckt — etwa: „Acht Franken dreißig“, oder: „He, Weißwaaren!“ Steht das Magazin unter mehreren Patronen, so wird Monsieur A. mit dem einen, Monsieur B. mit dem anderen Ruf angekündigt, u. s. f.

Unterdessen müssen die armen Demoiselles unermüdlich arbeiten. Sie nähen und sticken, als hinge von ihren Leistungen die ewige Seligkeit ab. Die „Première“ gönnt ihnen keine freie Minute.

Um fünf Uhr Nachmittags erschallt die frohe Botschaft: „A gauche!“ zum zweiten Male. Man dinirt.

Um neun Uhr (in manchen Magazinen sogar erst um zehn Uhr) wird geschlossen. Ehe das Personal sich indeß

entfernt, muß es noch die Etalagen — die Schaufenster — ausräumen.

Müde und zerschlagen tritt der Commis auf die Straße. Elegisch seufzend betrachtet die Demoiselle den sternklaren Himmel, der sich so sehnsuchterweckend über ihrem Haupte ausspannt. Oft ist ihr Vater, ihr Bruder zur Stelle, um sie abzuholen; öfter noch wandelt sie allein über die gefahrvollen Asphaltplatten der Riesenstadt, verfolgt und belästigt von albernen Crevés und angeheiterten Bummlern.

Die Demoiselle de Magasin ernährt nicht selten ihre ganze Familie — und ach! gar manchmal erntet sie für ihre Aufopferung den schwärzesten Undank. Die Mutter wirft ihr die elegante Toilette vor und weist stirnrunzelnd auf ihr eigenes dürftiges Gewand, ohne zu begreifen, daß die unglückliche Tochter „repräsentiren" muß. Der Vater wundert sich, daß sich noch immer kein reicher Geschäftsinhaber gefunden hat, um das arme Kind zu heirathen. Der Bruder beschwert sich über das mangelhafte Taschengeld.

Wir unsererseits wünschen allen diesen Demoiselles von Herzen, daß sie noch vor Jahresschluß eine entsprechende Parthie machen mögen, um so der Sklaverei ihres Metiers thunlichst rasch zu entrinnen.

Ainsi soit-il!

Ein Besuch bei Erckmann-Chatrian.

Paris, im September 1869 *).

Vor einigen Wochen äußerte ich gegen einen hiesigen Freund den Wunsch, die beiden Verfasser der „Histoire d'un Conscrit de 1813“ kennen zu lernen, und fragte ihn, ob er in der Lage sei, mir zu diesem Zwecke ein Empfehlungsschreiben zu verschaffen.

„Wozu diese Umstände?“ erwiederte er; ich weiß allerdings unter meinen nächsten Bekannten zwei oder drei, die mit Erckmann-Chatrian sehr liirt sind, aber in Paris führen derartige Formalitäten zu unabsehbaren Weiterungen. Ich will Ihnen einen Rath geben. Chatrian hat eine Stelle in der Verwaltung der Straßburger Eisenbahn; jeder Schaffner gibt Ihnen Auskunft, wo Sie ihn finden. Gehen Sie einfach nach dem Chemin de fer de l'Est, und stellen

---

*) Obgleich die nachmaligen Leistungen des berühmten Schriftstellerpaares geeignet sind, unser definitives Urtheil einigermaßen zu modificiren, so glaubte ich doch an dem vorliegenden Aufsatze, der im Jahre 1869 geschrieben wurde, keine Veränderungen vornehmen zu sollen, da solche unorganisch aufgekleisterte Emendationen stets zu Widersprüchen und Mißklängen führen. Ich schildere im Folgenden einfach meine Erlebnisse und Eindrücke von ehedem, unbekümmert um die späteren Albernheiten, deren sich die damals auch in Deutschland allgemein bewunderten Autoren schuldig gemacht haben.

Sie sich selbst vor. Die beiden Schriftsteller haben so ungezwungene, patriarchalische Sitten, daß Sie auf diese Weise am sichersten und schnellsten zum Ziele kommen."

Der Vorschlag leuchtete mir ein. Des andern Vormittags warf ich mich in eine Droschke, fuhr nach dem Bahnhof und drang durch ein wahres Labyrinth von Gängen, Vorzimmern, Sälen und Corridoren nach dem Cabinet vor, wo Alexander Chatrian gegen einen Gehalt von tausend Franken monatlich die Oberaufsicht über die Titres und Obligationen der Bahngesellschaft führt.

Der Vogel war ausgeflogen. „Herr Chatrian ist vor fünf Minuten zum Dejeuner gegangen," erklärte mir einer der Unterbeamten.

Ich dachte: um so besser! erkundigte mich nach dem Restaurant, wo Herr Chatrian zu speisen pflegte, und bat schließlich um eine kurze Personalbeschreibung . . .

„O, Sie brauchen nur seinen Namen zu nennen, — jedes Kind kennt ihn," erwiderte der Employé lächelnd; „Herr Chatrian gehört bereits zu den legendenhaften Figuren der Metropole."

Ich wußte genug. Zehn Minuten später befand ich mich in dem Duvalschen „établissement de bouillon" an der Ecke des Boulevard Sébastopol und der großen Boulevards du Centre.

Die „établissements de bouillon" sind trefflich eingerichtete Garküchen, in denen eine sehr gesunde und schmackhafte Nahrung verabreicht wird, allein sie gelten bei der feinen Pariser Gesellschaft nicht für fashionable. Es erschien mir daher als ein nicht unwichtiger Zug zur Charakteristik des biederen Elsässers, daß er die Lockungen des Café Riche verschmähend, an dieser bescheidenen Stätte seinen Frühimbiß einzunehmen liebte.

Eine hübsche Kellnerin wies mich auf meine Frage an einen abgelegenen Seitentisch, wo ein kleiner Herr mit dunklem lockigem Haar und hoher Stirn damit beschäftigt war, ein gebratenes Huhn zu vertilgen. Seine stark ausgeprägten Gesichtszüge, sein martialisch geschwungener Schnurrbart, sein tiefdunkles Auge mußten gleich auf den ersten Anblick frappiren. Er war fein, jedoch nachlässig gekleidet. Um den Hals trug er eine Binde à la Byron.

Ich weiß nicht mehr, mit welcher Redensart ich mich bei dem einsamen Frühstücker einführte; gewiß ist nur so viel, daß nach wenigen Minuten ein Gespräch im Gange war, dessen Verlauf mich im höchsten Grade interessirte. Ich sagte Herrn Chatrian geradezu, daß ich die unbescheidene Absicht hätte, mich direct an der Quelle über ein psychologisches Räthsel aufzuklären. „Unsere deutschen Kritiker", fuhr ich fort, „behaupten ein für alle mal, daß das gemeinschaftliche Produciren nie zu einer künstlerischen Einheit führen könne, und doch liegt eine solche in Ihren Werken vor . . . Es ist derselbe Stil, dieselbe Individualität, die uns aus jeder Zeile entgegentritt; nie und nirgends haben wir den Eindruck einer Mosaikarbeit . . . wie ist das möglich?"

Chatrian lächelte. „Das ist möglich", sagte er, „sobald zwischen den beiden Mitarbeitern eine vollständige Identität der moralischen, politischen, religiösen und künstlerischen Anschauungen besteht; das ist möglich, sobald einem jeden von beiden das Kunstwerk selbst mehr am Herzen liegt, als der individuelle Ruhm; das ist möglich, sobald sich einer dem andern in wahrer Selbstverleugnung unterordnet und nie aus persönlicher Eitelkeit auf einer Meinung besteht, wenn seine Einsicht ihm sagen muß, daß die Meinung seines Gefährten die richtigere ist."

„Wir sind“, fuhr er nach einer Pause fort, „in denselben Verhältnissen geboren und erzogen; dasselbe Licht hat unsere Augen gebadet, dieselbe Scenerie, dieselben Menschen haben auf uns ihren Einfluß ausgeübt; eine jetzt mehr als zwanzigjährige Freundschaft hat die obwaltenden Verschiedenheiten nach und nach geebnet, und was ja noch an Differenzen erübrigen sollte, das wird durch wahre Hingebung an die Sache vollständig unwirksam gemacht.“

Das war alles, was ich von Chatrian herauszubringen vermochte. Dies oder Aehnliches hatte ich mir selbst gesagt, aber das Räthsel schien mir durch diese vagen Andeutungen in keiner Weise gelöst.

Chatrian war im übrigen auffallend zurückhaltend. Als ich ihm mein Erstaunen darüber aussprach, daß er ungeachtet seiner ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit noch Zeit finde, seinen Functionen bei der Ostbahngesellschaft zu genügen, lächelte er wiederum sein feines, sarkastisches Lächeln und sagte: „Meine Arbeit bei der Ostbahn besteht darin, die Andern arbeiten zu sehen. — Ich habe überdies mein Privatzimmer, in das ich mich jeden Augenblick zurückziehen kann.“

Das seltsame Benehmen Chatrians, dem es sichtlich nicht darum zu thun war, mich aufzuklären, reizte meine Neugierde. Ueber die Art und Weise ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit war ich trotz der mannigfachsten Anspielungen nicht im Stande, das Geringste zu ermitteln. Ich legte mit verschiedenen Hypothesen die Sonde an, in der Erwartung, er werde mir widersprechen. Umsonst! Geschickt wußte er jedem Griffe auszuweichen, und als er schließlich aufstand, seine Cigarre anzündete und mir einen vergnügten Nachmittag wünschte, war ich im Grunde so klug wie zuvor.

Ich mache mir keine Illusionen darüber, daß meine Methode der Selbsteinführung und die etwas indiscrete Art der

Aeußerung meines Interesses Herrn Chatrian einigermaßen sonderbar vorkommen mußte; allein ich hatte eine Andeutung über meine Absicht fallen lassen, demnächst in einem deutschen Blatte die Resultate unseres Gespräches zu veröffentlichen, und so war ich in seinen Augen gewiß hinlänglich entschuldigt. Die Journalistik macht aus der zudringlichen Neugierde ja ein Geschäft. Herr Chatrian hatte also offenbar andre Motive, und ich war fest entschlossen, trotz aller Schwierigkeiten dahinter zu kommen.

Während Chatrian in Paris damit beschäftigt ist, „Andre arbeiten zu sehen", sitzt Erckmann wie ein Eremit in dem gemeinschaftlichen Landhause zu Raincy und handhabt die Feder. Chatrian hatte mir seinen geistigen Zwillingsbruder als einen „Bären" geschildert, der nur in den seltensten Ausnahmefällen Besuch annehme: „Geben sie Acht, die Bonne wird Ihnen sagen: Monsieur est sorti — und dann haben Sie's."

Ich ließ mich durch diese dunkle Warnung nicht abschrecken, sondern zahlte meine Zeche und schritt kühn dem Bahnhofe zu. Eine halbe Stunde später saß ich im Coupé.

Raincy liegt einige Meilen östlich von Paris, an der Straßburger Linie. Der Name: Dorf würde für diese höchst eigenartige Niederlassung eben so wenig passen, als die Bezeichnung: Stadt, oder: Flecken. Raincy war ehedem ein großer, prächtiger Park und gehörte dem Könige Louis Philipp. Das zweite Kaiserreich confiscirte diese Besitzung und legte inmitten der romantischen Wildniß Boulevards an, die sich binnen Kurzem mit zahlreichen zerstreuten Landhäusern und Villas bedeckten.

Ein Gang durch die Straßen von Raincy bietet dicht nebeneinander die überraschendsten Gegensätze. Undurchdringliches Waldgestrüpp wechselt mit anmuthigen Gärten und

labyrinthischen Schlingwegen. Bald wandeln wir an großen Erdbeer- oder Kartoffelfeldern vorüber, bald an einer schwer-eichnen Hausthüre mit breiter Marmortreppe. Jetzt glauben wir uns in ein elegantes Vorstadtviertel von Paris, jetzt in einen lauschigen Winkel des Thüringer Waldes oder des Spessarts versetzt. Ueberall herrscht jedoch der tiefste Friede, die feierlichste Sabbatstille. Kein Omnibus, keine Droschke stört hier die Betrachtungen eines schlendernden Parkperipatetikers. Nur dann und wann ein sonnverbrannter Blousenarbeiter, eine Landschöne mit Eier- und Butterkörben, — und wenn es hoch kömmt, ein langsam dahin rollender Gemüsekarren, — das ist die Staffage der Raincyschen Straßenscenerie . . . .

Das Landhaus der beiden „Unzertrennlichen", wie der Volksmund sie seit lange betitelt, liegt weit, weit vom Bahnhofe, am Boulevard du Nord. Es ist eine kleine Reise, die bei einer brennenden Augustsonne ihre Strapazen hat. Anmuthig in der Umgebung von dichtbelaubten Kastanien und Buchen gelegen, bietet die zweistöckige Villa unsrer Elsässer das Bild der tiefsten Zurückgezogenheit, — ein Tusculum von durchaus deutschem Charakter, wie denn auch seine Bewohner ihrem Wesen nach mehr Deutsche als Franzosen sind.

Ich trat an die Gartenthüre und klingelte. Sofort ertönte ein lebhaftes Hundegebell, und als die „Bonne" mir öffnete, sprangen ein großer, schwarzer Neufundländer und ein muntrer Spitz schweifwedelnd auf mich zu und bewillkommten mich mit vieler Zuvorkommenheit. Dieser Empfang war nichts weniger als ungastlich, und so zog ich denn mit wachsendem Sicherheitsgefühl eine Karte hervor, und schrieb mit Bleistift auf die Rückseite :

„—désire voir Mr. Erckmann pour une minute et demie."

Die Wirthschafterin hatte nämlich die Anwesenheit ihres Gebieters keineswegs in Abrede gestellt, sondern nur hinzugefügt, Herr Erckmann sei außerordentlich beschäftigt.

Nach wenigen Augenblicken kam mir aus der Thüre des Landhauses ein Mann entgegen, der das leibhaftige Wohlwollen in Person zu sein schien. Eine kräftige, etwas beleibte Figur von mittlerer Größe, mit kurzem, blondem, in sich zurückgebogenem Schnurrbart, weitblinkender Glatze und einem breiten, rosigen Vollmondsgesicht, — so trat Emil Erckmann auf mich zu und reichte mir, dem völlig Unbekannten, treuherzig und trotz alledem graziös und chevaleresk die biedre, rundliche, grübchenreiche Rechte. Aus seinen kleinen grauen Augen blitzte ein ungebändigtes jugendliches Feuer, eine Klarheit des Geistes, eine Frische der Thatkraft, deren Eindruck wiederzugeben mir unmöglich ist. Ueber der ganzen Erscheinung lagerte der Schimmer eines ewig heiteren, glücklichen, sonnigen Gemüths.

Ich bat ihn wegen meiner unbescheidenen Störung — die Feder hinter seinem Ohre bewies mir, daß ich ihn bei der Arbeit unterbrochen hatte — um Verzeihung und rückte unverblümt mit dem Zwecke meines Besuches heraus. Ich sagte ihm, ich bereite eine kleine Studie über „Erckmann-Chatrian" vor, d. h. nicht über ihre Werke, sondern über ihre Personen, und zu diesem Behufe hätte ich meine Helden von Angesicht zu Angesicht sehen müssen . . ; — bei Chatrian sei ich bereits gewesen, und wenn er nun liebenswürdig sein wolle, so würde er mir nicht grollen, sondern mich in seine Idylle am Boulevard du Nord einen theilnehmenden Blick werfen lassen.

Mit einer Artigkeit, die ich nicht genug rühmen kann, erwiderte mir der so seltsam überfallene Schriftsteller, es könne ihm nur schmeichelhaft sein, wenn man in Deutsch-

land für seine Personalien so viel Interesse hege, und erbot sich, mir zu zeigen, was ich nur immer wünschte.

„Ich sprech' auch e bissel Deitsch“, fügte er in seinem gemüthlichen Elsässer Dialekt hinzu, und in diesem Augenblicke kam er mir vor wie ein alter Bekannter.

Er führte mich nun zunächst in den Garten und zeigte mir seine Tauben, seinen Hühnerhof und die traulichen schattigen Plätzchen, an denen Raincy so reich ist.

„Arbeiten Sie zuweilen im Freien?“ fragte ich.

Er verneinte. „Die Inspiration“, sagte er, „kommt mir nur an meinem Schreibpult.“ — „Können Sie sich denken“, fuhr er nach einer Pause fort, „daß es mir rein unmöglich ist, eine Scenerie zu beschreiben, so lange mich dieselbe umgibt? Ferne von meiner Heimat, dem Elsaß, male ich ihn aus der Erinnerung. Wenn ich in einigen Jahren Raincy verlassen haben werde, so denke ich einen Roman hier an diesen romantischen Park-Boulevards spielen zu lassen . . .“

Diese Bemerkung führte das Gespräch auf seine schriftstellerische Vergangenheit.

Er schilderte mir die Begebnisse, in deren Folge er die Mitarbeiterschaft mit Chatrian begonnen, folgendermaßen:

Ich bin am 20. Mai 1822 zu Pfalzburg im Niederelsaß geboren, und besuchte daselbst bis zu meinem 19. Jahre das Lyceum des Professors Perrot. Der vier Jahre jüngere Chatrian, der in Boldestenthal, nicht weit von Pfalzburg, das Licht erblickte, war bei meinem Abgang nach der Universität in demselben Lyceum Untersecundaner. Wir hatten von einander kaum Notiz genommen. Ich ging nach Paris, studirte Jura und machte meinen Doctor. Inzwischen war ich einmal wieder in Pfalzburg gewesen und hatte auch begreiflicher Weise meinen alten Lehrer Perrot besucht, mit dem mich eine intime Freundschaft verband.

„Nun, was macht die Schule?“ fragte ich ihn, nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war.

„Ach Gott“ seufzte er, „seit Du weg bist, habe ich nur wenige Schüler, die für die Wissenschaft ein ernstes Interesse zeigen, oder eigentlich nur einen . . .“

„Ich mußte laut auflachen. Aber Perrot meinte es ganz ernstlich.

„Und der eine wäre?“ fragte ich neugierig.

„I nun, der junge Bauernsohn aus Boldestenthal, der Chatrian . . . — Erckmann, den Burschen solltest Du näher kennen lernen, — ich glaube, Ihr paßt zu einander.“

Er lud uns beide zum Nachtessen ein, wir waren zusammen bis gegen Mitternacht, trennten uns in gehobener Stimmung, aber das war Alles. Chatrian gefiel mir recht gut, ich lernte seine bedeutende Begabung würdigen, allein ein Gedanke an eine gemeinsame Thätigkeit kam uns beiden nicht in den Sinn. Ich reiste wieder ab und hatte die Geschichte bald vergessen. Chatrian absolvirte inzwischen sein Abiturientenexamen, und da ihn seine Eltern für den Kaufmannsstand bestimmten, so ging er nach Belgien in ein Glaswaarengeschäft.

Abermals verflossen zwei Jahre, und abermals besuchte ich Pfalzburg und meinen alten Freund Perrot. Wen treffe ich da bei ihm auf seinem Zimmer? Niemand anders als Chatrian, der seinem Principal Knall und Fall aufgesagt und sich hoch und theuer verschworen hatte, lieber zu sterben, als in die Brüsseler Zwangsjacke zurückzukehren. Diese Selbständigkeit machte mir den jungen Mann interessant. Perrot zeigte mir gelegentlich eine Abhandlung über eine wichtige sociale Frage, zu deren Bearbeitung Chatrian inmitten seiner täglichen Plackereien Muße gefunden hatte, und die Arbeit

frappirte mich so, daß ich dem Verfasser meine Vorschläge machte. . . .

Chatrian acceptirte. — Ich will Sie mit einer detaillirten Schilderung der Schwierigkeiten, welche wir zu überwinden hatten, ehe wir mit unsern Schriften durchdrangen, nicht ermüden. Unsere ersten Feuilletons erschienen im „Démocrate du Rhin“: acht Tage später war das Blatt von Regierungswegen unterdrückt . . . Wir schrieben ein vieractiges Drama: „Der Elsaß im Jahre 1814“: zwei Tage vor der Aufführung legte der Präfect sein Veto ein. Ein Jahr später gingen wir nach Paris. Mit Mühe hatten wir uns Eingang bei dem Feuilleton der „Revue de Paris“ verschafft: vierzehn Tage später wurde die „Revue de Paris“ von dem Gouvernement suspendirt . . .

Da offerirte uns der „Moniteur Universel“ gegen ein sehr anständiges Honorar sein Rez-de-Chaussée. Wir brauchten damals Geld . . . und somit acceptirten wir. . . .

Unsere politische Ansicht erlaubte uns jedoch nicht, diese Mitarbeiterschaft fortzusetzen. Hätten wir nur Feuilletons im eigentlichen Sinne geliefert, so konnte uns die politische Färbung des Blattes, das sie abdruckte, gleichgültig sein. Allein wir producirten vorzugsweise Novellen und Erzählungen, deren Charakter eine Tendenz erheischte — und die Unterdrückung dieser Tendenz mit Rücksicht auf die Richtung des publicirenden Blattes schien uns mit unserm Gewissen und unserer Ueberzeugungstreue unvereinbar.

Wir gaben also den „Moniteur“ auf, und waren nunmehr wieder auf dem alten Fleck. Unser Genre sagte den Franzosen nicht recht zu. Unsere Bildung war eine zu deutsche, um dem damaligen Pariser Publicum sympathisch zu sein . . .

Zehn Jahre lang pochten wir vergeblich an die Pforten der Pariser Redactionen, bis endlich das „Journal des

Débats“ unsere Specialität begriff und einen größeren Roman von uns veröffentlichte, der gründlich durchschlug. Gleichzeitig machte uns die „Revue des deux mondes“ glänzende Anträge — und unser literarisches Glück war gemacht.

Erckmann hielt inne. Seine Augen leuchteten. Die Erinnerung an die bestandenen Kämpfe hatte ihn sichtlich ergriffen. Ich schwieg, denn ich fühlte, daß eine banale Bemerkung ihn verletzen würde.

Er zeigte mir nunmehr sämmtliche Räumlichkeiten des Hauses. Chatrian bewohnt den untern Stock, Erckmann den obern. Unten, gleich dem Eingang gegenüber, befindet sich der gemeinsame Speisesaal, ein etwas altfränkisch möblirtes, aber höchst gemüthliches Zimmer. Schwere Bänke aus Eichenholz stehen an den Wänden entlang. Das bekannte Bild „Rouget de Lisle, die Marseillaise vortragend“, hängt über der Thüre, und rechts und links prangen zwei prächtige Nachbildungen der Venus von Milo und des Belvedereschen Apollo. Die übrigen Zimmer sind moderner ausstaffirt, indeß athmen auch sie eine wohlthuende Einfachheit. Im obern Stock sind zwei gastliche Fremdenzimmer hergerichtet. Erckmanns Arbeitsstube ist ein kleines blautapezirtes Quadrat ohne jeden äußeren Schmuck. Auf einem runden Tische aus Tannenholz ist eine kleine pultartige Einrichtung angebracht, und rings herum am Boden liegen Stöße von Büchern und Manuscripten. Nie sah ich eine regelmäßigere Schrift, als die Erckmanns: in den langen Zeilen seiner Quartbogen ist keine Ausweichung, keine Unebenheit zu bemerken: das Ganze sieht fast aus wie armenische Typographie. Die Bibliothek der beiden Freunde besteht fast ausschließlich aus historischen und philosophischen Werken: die belletristische Literatur der Gegenwart ist gar nicht, die classische nur sehr spärlich vertreten. Erckmann sagte mir später einmal, jedes Genießen

fremder Schöpfungen sei für ihn mit dem eigenen Produciren unvereinbar.

In einem Nebengebäude befindet sich ein allerliebstes Billardzimmer, dessen Wände mit Alterthümern aller Art geschmückt sind. Dieser Platz ist das Rendezvous eines kleinen Kreises von Pariser Journalisten, Künstlern und Theaterdirectoren, die sich hier allwöchentlich einmal einfinden, Bier trinken, caramboliren und Erckmann-Chatrians treffliche Cigarren rauchen. Erckmann selbst ist in die Geheimnisse des Billardspieles nicht eingeweiht, und oft sitzt er noch stundenlang oben in seinem „blauen Loch", wie seine Freunde zu sagen pflegen, während es unten schon toll genug hergeht. Er muß sich alsdann noch eine Scene von der Seele schreiben, — sonst ist er für den ganzen Abend unbrauchbar.

Im übrigen fehlt der allerliebsten Villa Nichts, was zum Comfort gehört. Ein Badezimmer, ein hübscher Balkon und eine Veranda bedürfen kaum der Erwähnung, denn sie verstehen sich bei einem französischen Landhause von selbst.

Nachdem ich alle diese Einrichtungen ausgekundschaftet hatte, setzten wir uns an den Eichentisch im Speisesaal, die Bonne brachte in einem humpenartigen Steinkruge schäumendes Straßburger Bier, die Cigarren wurden angezündet, und nun erzählte mir mein gefälliger Wirth, was ich zu wissen brannte: nämlich, wie Erckmann-Chatrian arbeitet. Lassen wir den wackeren Pfalzburger selbst reden: —

„Chatrian fährt jeden Morgen um neun Uhr nach Paris, und kehrt jeden Abend um sechs Uhr wieder hierher zurück. Ich bin dagegen Tag für Tag von früh bis spät zu Hause: den Schluß können Sie sich selbst ziehen. Sie werden die Thätigkeit Chatrians und seine Bedeutung für mich und unsere Arbeiten nicht unterschätzen, wenn ich Ihnen sage: Cha-

trian **hat**, seitdem **wir** mit **einander zu thun haben**, noch **nicht** die **Feder angesetzt**!"

Ich drückte mein Erstaunen aus. — „Ja, so ist es", fuhr er fort. „Da haben Sie das ganze Geheimniß der Stileinheit, welche selbst unsre Gegner in unseren Romanen nicht wegläugnen können: der Stil aller unsrer Schriften ist **mein**."

Ich begriff jetzt, warum Chatrian sich geweigert hatte, mir reinen Wein einzuschenken. Offenbar fürchtete er, eine oberflächliche Beurtheilung werde aus der wahren Kenntniß der Thatsachen einen einseitigen Schluß ziehen. Daß das Verdienst Chatrians bei ihren gemeinsamen Leistungen indeß kein Geringes ist, wird aus dem Folgenden erhellen.

„Jeden Abend nach Tische", erzählte Erckmann weiter, „wenn die Bonne von Neuem die Humpen gefüllt, beginnt unsre gemeinschaftliche Thätigkeit. Ich lese dann zunächst vor, was ich den Tag über geschrieben habe. Chatrian besitzt in hohem Grade, was man Compositionstalent nennt. Fast immer hat er in dieser Richtung etwas an meiner Arbeit auszusetzen. Ich, vorzugsweise Colorist, verfalle nur allzuleicht in den Fehler, die Perspective zu vergessen, und z. B. unwichtige Nebenpersonen mit einer gleichen Detailmalerei zu beehren, wie die Hauptcharaktere. Hier legt denn Chatrian sein Veto ein. Er weist mir mit einem kritischen Scharfsinn, den ich nicht genug bewundern kann, die Irrthümer und Schwächen meiner Anordnung, meiner Entwickelung nach und streicht mit stoischer Hartherzigkeit alles Ueberflüssige und Unmotivirte. Auch in stilistischer Hinsicht besitzt er ein ungemein feines Gefühl; er hat ein Verständniß für die Nuancen der Rede, für die Abdämpfungen der Begriffe, wie kein Zweiter. Demungeachtet würde er, seinem eignen Geständniß zufolge, nicht so wie ich, im Stande sein, die eigentliche Ausarbeitung

zu übernehmen. Chatrian ist kein Prosaiker. Seine Verse sind dagegen allerliebst und erinnern mehr als alle übrigen französischen Poesien an die deutschen Lyriker. Ist nun der erste Theil unsrer Aufgabe, die Durchsicht des bereits Vollendeten, erledigt, so beginnt die Vorbereitung, Besprechung und Sichtung dessen, was ich etwa am folgenden Tag vorzunehmen gedenke. Der Plan des ganzen Werkes liegt uns selbstverständlicher Weise vor, ehe ich überhaupt die Feder ansetze: diese Päparation für den andern Tag bezieht sich immer nur auf die Einzelheiten unsres Entwurfes. Hier kommt denn das Talent Chatrians zu seiner vollen Geltung. Er ist Meister im Gruppiren; er hat einen tiefen Blick für die Verschlingungen der Intrigue; er versteht es, den Charakteren Relief zu geben. So sitzen wir oft bis Mitternacht und länger den Bleistift in der einen, die Brieftasche in der andern Hand, — und tauschen, halblaut redend, unsre Gedanken aus. Um ein Uhr hat die Wirthschafterin Auftrag, uns an die Bürgerpflicht der Ruhe zu erinnern. Gehorchen wir alsdann ihrer Mahnung nicht, so löscht sie uns die Lampe aus. Es ist indeß ein paar Mal vorgekommen, daß wir im Dunkeln bis gegen drei Uhr fortdebattirten. Seitdem haben wir die Bonne autorisirt, zu Zwangsmaßregeln zu schreiten: sie hat das Recht, nach ein Uhr ein Hackebretconcert anzustimmen, das uns jede Conversation unmöglich machen würde."

Ich mußte laut auflachen. Archimedes und seine Zirkel fielen mir ein, und die ganze Komik dieser nächtlichen Scene trat so lebhaft vor meine Seele, daß es mich Mühe kostete, meine Zwerchfellmuskeln wieder zur Ruhe zu bringen.

Auch Erckmann lachte herzlich mit.

„Ja", sagte er schließlich, „so ist's! Wie wir collaboriren, so können es alle, selbst die größten Poeten, ohne

daß sie fürchten müssen, die neun Himmlischen zu beleidigen! Sagen Sie das ihren Landsleuten!"

Noch einmal goß er die Becher voll bis zum Rande, erhob das Glas und sprach mit warmer klangvoller Stimme:

„A votre santé!“

„A votre santé!“ erwiderte ich, und nie war dieser Wunsch aufrichtiger über meine Lippen gekommen.

Zwei Minuten später saß er wieder oben, an dem vierten Bande seiner „Histoire d'un Paysan“. Wenn diese Zeilen die Presse verlassen, ist das Buch vielleicht schon erschienen.

---

daß sie Einblick nehmen, die neue Heeresvorlage zu unterstützen! Sagen Sie das Herrn Bennigsen!“

Noch einmal goß er die Gläser voll bis zum Rande, erhob das Glas und sprach mit warmer klangvoller Stimme:

„A votre santé!“

„A votre santé!“ erwiderte ich, und nie war mir ein Wort aufrichtiger über meine Lippen gekommen.

Zwei Monate später saß er wieder oben, an dem vierten Bande seiner „Histoire d'un Paysan“. Wenn erst Zeiten die Presse gestatten, so wird das Buch vielleicht schon erscheinen.

Küchen-Mysterien.

Die Gegensätze der menschlichen Existenz treten bekanntlich nirgends so handgreiflich zu Tage, als in einer Weltstadt. Hier brüstet sich der wahnwitzigste Luxus neben dem entsetzlichsten Elend. Während Tausende kein wichtigeres Problem kennen, als die Frage: „Wie werde ich heute meine Hundertfrancsnoten mit möglichst viel Behagen und Genuß losschlagen?", erwachen andere Tausende mit dem niederdrückenden Bewußtsein, nicht so viel in der Tasche zu haben, um eine warme Suppe oder einen Bissen Brod bezahlen zu können. Zwischen beiden Extremen liegt eine ununterbrochene Kette von Mittelgliedern, deren nähere Betrachtung eben so unterhaltend als lehrreich erscheint. Wenn der freundliche Leser diese Ansicht theilt, so begleitet er uns vielleicht auf einer kleinen Rundreise durch die zahlreichen Etablissements der französischen Hauptstadt, in welchen die verschiedenen Klassen der Pariser Gesellschaft ihre Mahlzeiten einnehmen. Wir beginnen mit den Restaurants ersten Ranges, um schließlich in Regionen anzulangen, von denen man sich nur durch eigene Anschauung einen entsprechenden Begriff zu bilden vermag. Die Redensart: „Sie leben schlechter, als die Hunde", hört in diesen Tiefen auf, eine Hyperbel zu sein, und als unterste Stufe der Scala finden wir jenes blasse Gespenst, das uns angrinst, wie ein Hohn auf die Menschheit — den Hungertod.

Die Stätten, an welchen die „Elite der Gastronomie" ihre schwelgerischen Mahlzeiten einnimmt, liegen fast sämmtlich im Mittelpunkte der Stadt, zwischen „Madeleine und Château d'Eau", wie der Pariser zu sagen pflegt. Im „Café Anglais", im „Café Bignon", in der „Maison Dorée", bei den „Drei provençalischen Brüdern", bei „Véfour", bei „Brébant" ꝛc., kostet ein normales Mittagsessen kaum unter 20 Francs. Man versteht unter dieser Bezeichnung etwa folgende Speisen: Austern. Eine Suppe. Fisch. Braten. Gemüse. Süße Speise. Käse. Diverse Früchte. Eine Flasche Tischwein. Sobald man von dieser Norm abgeht und sogenannte erlesene Schüsseln beansprucht, steigert sich der Preis ins Unberechenbare. — So kostet z. B. die zuerst im Café Anglais aufgekommene Camerani-Suppe per Teller 25 Francs. Sie besteht aus einer ebenso theuren, als absonderlichen Mischung, vornehmlich aus fetten Hühnerlebern, bei denen es aus feinschmeckerischen Gründen unumgänglich ist, daß die betreffenden Vögel nicht geschlachtet, sondern durch die Entladungen einer elektrischen Batterie getödtet worden sind. — Die echten Feinschmecker halten an dieser conditio sine qua non mit unglaublicher Hartnäckigkeit fest, und die Restaurants schlagen aus der Albernheit solcher Leute klingende Münze.

Zum richtigen Verständniß eines solchen Etablissements ist ein Blick hinter die Coulissen erforderlich. Verlassen wir daher das eigentliche Speiselokal, dessen luxuriöse aber langweilige Einrichtnng so wie so wenig Bemerkenswerthes bietet und treten wir an die Stätte der Vorbereitung, — in die Küche!

Wir befinden uns in einer großen unterirdischen Halle. — Unsere Aufmerksamkeit wird zunächst durch einen riesigen Kamin in Anspruch genommen, vor welchem acht oder zehn Bratspieße von einem uhrwerkartigen Mechanismus in Be-

wegung gesetzt werden. — Auf dem Gesimse über dem Bratofen blitzt und funkelt, was der Koch seine Batterie nennt, d. h. die achtzig oder hundert kupfernen Kessel, Pfannen, Töpfe und sonstigen Gefäße. — Es ist vier Uhr. — Die Arbeit beginnt. — Der „Grand-Chef", auch „Chef-Chef" geheißen, schreitet mit emsiger Würde auf und nieder und leitet die Thätigkeit seiner Untergebenen. Er prüft jedes Gericht; kein Mißgriff, keine Unregelmäßigkeit entgeht seinem Scharfblicke. Hier weist er einen Küchenjungen zurecht, dessen Kleidung in Unordnung gerathen ist; dort kritisirt er die Zubereitung einer Pastete; dort endlich wirft er eigenhändig ein paar Messerspitzen Pfeffer an eine mangelhaft gewürzte Sauce. Für seine Bemühungen erhält er ein sehr anständiges Gehalt, ein Neujahrgeschenk und einen Antheil an den Trinkgeldern der Kellner. Im Ganzen steht er sich nicht leicht unter 4000 Francs, wobei die freie Kost nicht mit in Anschlag gebracht ist.

Seine nächsten Untergebenen sind die „Chefs de partie", deren jeder drei oder vier Gehilfen zur Seite hat. Je nach ihren Functionen heißen diese Unterköche rôtisseur (Brater), entremetier (Zwischengerichtler), légumier (Gemüsler), saucier (Saucenkoch) ꝛc. Der Rôtisseur hat außer der Oberaufsicht über die Bratspieße die Verantwortlichkeit für alles Gebackene, Geröstete oder Geschmorte, während der Entremetier neben den süßen Speisen auch die Suppen besorgt. Alle haben ein Fixum von mindestens 1800 Francs. Eine nicht weniger wichtige Rolle spielt der Aufseher der Speisekammer. Er übermittelt seinen ausübenden Kameraden das erforderliche Material an Fleisch und Fischen. Die Speisekammer befindet sich unmittelbar neben der Küche; die Vorräthe liegen auf Lattengerüsten und werden durch täglich erneuertes Eis frisch erhalten. (Das Café Riche verbraucht an Eis im Durch-

schnitt täglich drei Centner.) Der Aufseher der Speisekammer ordnet überdies alle kalten Gerichte und die sogenannten Garnituren, jene Verzierungen, bestehend aus Gelée, harten Eiern, Gurken, Früchten ꝛc., in deren künstlerischer Anordnung er ein wunderbares Geschick zu entwickeln pflegt. Er steht sich fast auf 3000 Francs jährlich.

Die „Gehilfen" sind mit dem vierten Theil dieser Summe zufrieden; dafür haben sie ein Anrecht auf das „bijou", auf die Reste, für die man in der Wirthschaft selbst keine Verwendung mehr hat. Das „bijou" wandert gegen eine mäßige Zahlung in die Markthallen und findet dort willige Abnehmer.

Zu einer Küche ersten Rangs gehört ferner ein eigens hierzu angesteller Spüljunge; in den kleineren Wirthschaften liegen diese Geschäfte den „Gehilfen" ob. — Der Spüljunge erhält nur 60—70 Francs per Monat, allein es erschließt sich ihm eine Quelle des Verdienstes in dem riesigen Napfe, in welchem er die Teller und Schüsseln reinigt. Er schöpft das Fett ab, welches im Spülicht an die Oberfläche steigt, und verkauft es, in kleine Fäßchen gefüllt, an die Seifenfabrikanten. Der Spüljunge des Restaurants Vachette erzielt auf diese Weise eine Nebeneinnahme von monatlich 300 Franken! Wenn die Arbeit an dem dampfenden Kessel nicht gar so aufreibend wäre, so würde dieser Posten der beste im ganzen Local sein, allein wie die Bergleute in den Quecksilbergruben, leidet der Spüljunge meist an einer unheilbaren Krankheit.

Wenn wir nun außerdem das sehr beträchtliche Kellnerpersonal und die bedeutende Miethe in Erwägung ziehen, so können wir uns über die hohen Ziffern der Speisekarte kaum wundern, zumal das Bereithalten aller erdenklichen Gerichte, die manchmal ganze Wochen hindurch nicht verlangt werden,

die einzelnen Schüsseln ungemein vertheuert. Der jährliche Umsatz in einem Restaurant ersten Rangs zählt nach Hunderttausenden; die Gäste dieser Kategorie bestehen aus vergoldeten Diplomaten, reichen Aerzten und Advocaten, Parvenüs aller Art, zweideutigen Frauenzimmern, Mitarbeitern des „Figaro", Herzögen und Opernsängern.

Steigen wir eine Stufe abwärts. Als Typus der Häuser zweiten Rangs mag die Wirthschaft von Bonvallet am Boulevard du Temple gelten. — Der Uneingeweihte merkt beim ersten Anblick wenig Unterschied. Nur das Publikum dünkt ihm weniger vornehm. Die Speisen sind theilweise ebenso vortrefflich, als in den Restaurants der vorigen Gattung; nur ihre Auswahl ist etwas beschränkter. Auch der äußere Luxus des Lokals ist nicht ganz so splendid, wie er in No. 1, aber noch immer glänzend genug, um das Gefühl eines verschwenderischen Ueberflusses in uns zu erwecken. Das wesentliche Kennzeichen dieser Klasse im Vergleich zu der vorgenannten ist ihre verhältnißmäßige Billigkeit. Hier kann man sich schon einmal die Zügel schießen lassen, ohne vor der bevorstehenden Rechnung Alpdrücken zu empfinden. Fleischspeisen, Fische, Pasteten sind sämmtlich von tadelloser Qualität; der Wein ist gut und billig; drei Personen können für 28 Franken alle erdenklichen Genüsse haben. Ein normales Essen, bestehend aus Suppe, Fisch, Braten, Gemüse und Dessert, sowie einer halben Flasche Wein, kostet nicht leicht über 6 Franken, wobei zu bemerken ist, daß die Portionen für einen ganz bedeutenden Hunger berechnet sind. — Das Publikum, welches diese Lokalitäten besucht, gehört dem Mittelstande an.

Die dritte Klasse umfaßt alle diejenigen Wirthschaften, welche Diners zu festen Preisen geben. — An ihrer Spitze steht das „Diner de Paris" im Passage Jouffroy; Preis:

4 Fr. 50. — Wer es nicht vorzieht, sich die freie Wahl seiner Gerichte vorzubehalten, der mag in einigen dieser Wirthschaften seine Rechnung finden; im Allgemeinen ist jedoch wenig von ihnen zu halten. Von 4 Fr. 50. geht es abwärts bis zu 65 Centimes; allein schon bei 2 Franken beginnt das Uebel. — Es besteht eine große Anzahl von Wirthschaften, welche für 1 Franken 50 Centimes ein Essen geben, das auf den ersten Anblick das Unmögliche zu leisten scheint : Eine Suppe, drei Gerichte nach Belieben, ein Dessert, eine halbe Flasche Wein, und Brot à discétion. Ich möchte jedoch Niemanden rathen, auf diesen Köder anzubeißen. Wer nur 1½ Franken auf sein Diner verwenden kann, der versuche sein Heil in den „Etablissements de Bouillon“ von Duval oder Porret. Er wird dort allerdings sehr haushälterisch zu Werke gehen müssen, denn die Portionen sind sehr, sehr klein, und um satt zu werden, dürfte er sich genöthigt sehen, der Suppe und dem Brot stark zuzusprechen, allein er ist doch wenigstens sicher, eine gute, schmackhafte, gesunde Nahrung zu finden, während die „Diners à 1 Fr. 50.“ in den andern Lokalitäten nur für sehr abgehärtete Gaumen genießbar sind. — Man hat es oft räthselhaft gefunden, wie ein Wirth, bei der übermäßigen Theuerung aller Lebensmittel, im Stande sein mag, für 1 Fr. 50 Cent. die oben angeführten Leistungen zu bieten. Allein sehen wir einmal näher zu. Eine Suppe! Verdient das grünlichgelbe Gebräu, das man uns auftischt, diesen Namen? Unter drei Gästen lassen zwei ihren Teller unberührt; er wandert in die Küche und wird wieder in den Kessel gegossen. Auf diese Weise macht sich die Sache billig. — Eine Portion Fisch! Wenn Dir der Appetit nicht vergehen soll, so befrage den Turbot, den man Dir reicht, nicht um seine Biographie; iß muthig drauf los und halte Dir die Nase zu. Die Restaurants

dieser Art kaufen die Reste aus den Centralhallen auf und suchen den Mangel an Frische durch starkduftende Knoblauchsaucen und dergleichen zu bemänteln. Auch das Wildpret leidet an ähnlichen Schwächen, abgesehen davon, daß der Chef-de-Cuisine zwischen Katze und Hase keinen strengen Unterschied macht. Das Roastbeef erinnert an die Wettrennen von Vincennes und Vésinet; hunderte von lebensmüden Mähren finden im Restaurant à prix fixe ein ruhmloses Grab. Das Dessert besteht aus einem bescheidenen Apfel, einer halben Orange, oder einigen Pflaumen. In Summa kostet die ganze Geschichte noch keinen Franken. Dem Ausländer pflegt namentlich die „halbe Flasche" Wein zu imponiren; das Staunen hört jedoch auf, wenn man erfährt, daß das Faß, aus welchem der Restaurant 800 halbe Flaschen schenkt, mit Octroi und Steuer nicht mehr als 120 Franken kostet.

Wie sind nunmehr bei der eigentlichen Volksküche angelangt. — Die große Masse des Verbrauchs und der Mangel an allem äußeren Comfort ermöglicht hier das Beschaffen einer unsrer Ansicht nach besseren und gesünderen Nahrung, als in den Wirthschaften mit festen Preisen. Hier speist der bemitteltere Arbeiter. — Als Vertreter dieser Klasse mag die „Californie" an der Barrière du Maine gelten. — Dieses Riesenetablissement verbraucht monatlich 100 Ochsen, 500 Hämmel, 350 Kälber und 2500 Kaninchen. Seine Säle fassen 2000 Personen. Man sitzt dort an rohen Holztischen und ißt von irdenen Platten. Jeder Gast holt sich seine Portion selbst aus der Küche und zahlt sofort beim Empfang. Kellner im eigentlichen Sinne des Wortes giebt es nicht; sie sind durch handfeste Hausknechte ersetzt, welche die Ordnung aufrechtzuerhalten, und eintretenden Falls die Ruhestörer an die Luft zu befördern haben. Der Wein wird

in Krügen servirt; die Flaschen würden eine zu verführerische Handhabe bei Streitigkeiten bieten. Das Publikum macht einen Lärm, der jeder Schilderung spottet; es wird fortwährend gesungen, gepfiffen und auf die Tische getrommelt; dazwischen lassen fahrende Spielleute ihre schreienden Melodieen erklingen; Bettler wimmern um eine milde Gabe; Hunde bellen und Gläser klirren, — kurz, es ist eine babylonische Wirthschaft. Wenn ein Gast aufsteht, so stürzen sechs, acht gierige Gesellen auf die Speisereste, die er auf dem Teller gelassen, und prügeln sich um einen abgenagten Knochen, oder um eine ausrangirte Kartoffel. Man speist hier bequem für 80, 90 Centimes, — allein starke Nerven sind eine unerläßliche Vorbedingung . . .

Die Volksküche wird kleiner, schlechter, ärmlicher. — Der übermüthige Lärm verstummt. Wir befinden uns an einer Stätte des Elends. Treten wir ein. Welche Umgebung! Ein enges, niedriges, verräuchertes Loch, dessen ungesunde Atmosphäre uns fast den Athem benimmt. Ein schmutziges altes Weib verabreicht für drei Sous ein abenteuerliches Gericht, dessen Ingredienzien wir auf den ersten Anblick absolut nicht unterscheiden können. Wir sehen näher zu, — Fischköpfe, Knochen, Fleischreste, Brotfragmente, Kohlblätter . . . dies alles mischt sich hier, halbverfault, in grauenvollem Durcheinander. Es sind die verdorbenen Ueberbleibsel aus allen möglichen Markthallen, Restaurants und Fleischerladen . . . . Die technische Sprache bezeichnet dieses bunt zusammengesetzte, gräßliche Mahl als „arlequin“. . . Die Reste sind großentheils von der Straße aufgelesen; die Lumpensammler, welche Abends die Kehrichthaufen durchstöbern, rühmen sich, die Hauptlieferanten dieser Wirthschaften zu sein . . . . In den Polizeiannalen von Paris ist ein Fall verzeichnet, der für die Arlequins und ihre Geschichte charakteristisch erscheint.

Aus Gesundheitsrücksichten wurde früher allwöchentlich in den hiesigen Markthallen eine Razzia auf verdorbene Fische angestellt; die erbeuteten Opfer fuhr man nach der Villette und warf sie dort in die Cloaken. Eines Tags verhafteten die Sergeanten zwei Burschen, welche hier „im Trüben" fischten, d. h. die Fische aus jener unbeschreiblichen Flüssigkeit wieder herausholten, um sie, horribile dictu, für menschliche Gaumen herzurichten.

Wo sind wir hingerathen! Welche Gegensätze: das Café Riche und der Arlequin! Aber so scheußlich dieser Auswurf auch sein mag, er fristet doch noch nothdürftig das Dasein.

Die unterste Stufe der „Dineurs" von Paris dinirt gar nicht. — Die amtlichen Berichte schweigen von den Opfern des Hungertodes. Gleichwohl steht es fest, daß jährlich viele Hunderte dem Mangel an Nahrung erliegen. Auf 16 Menschen kommt hier ein Paria, der weder besitzt noch erwirbt... Was vermögen die Wohlthätigkeitsanstalten gegen ein so riesiges Elend! Die Summen, über die sie verfügen, sind lächerlich klein im Vergleich zum obwaltenden Bedürfniß; — es trägt dem Einzelnen täglich etwa einen Centime!! Wenn aber beispielsweise jeder, der mehr als fünf Franken für sein Diner verwendet, auch nur ein Zwanzigstel von dem, was er in die großen Restaurants wandern läßt, dem darbenden Proletariat zukommen ließe, so wäre mit einem Schlage geholfen! Leider weiß die eine Hälfte der Gesellschaft absolut nicht, wie die andre lebt; was kümmert sich der Boulevardier um die Entbehrungen der Faubourgs!

Paris im Theater.

Ein Viertel nach sechs! Unruhig läuft Madame aus einem Zimmer in das andere. Ninie, die Köchin, ist heute unausstehlich langsam! Präcis um sechs Uhr sollte servirt werden, aber noch immer hat Jerome nicht die ersehnte Kunde gebracht! Madame fängt an, die Geduld zu verlieren. Aergerlich zieht sie die Klingel.

„Mais, Jérôme . . .“

Der Bediente versichert, er sei unschuldig. Ninie habe sich vermuthlich mit dem Turbot verrechnet . . .

Jetzt betritt auch Monsieur den Schauplatz.

„Nun, liebe Eulalie?“ fragt er lächelnd, indem er den Chronometer aus der Tasche zieht . . .

. . . Ein paar hundert Schritte weiter abwärts in der Straße prangt die Façade eines der zahlreichen „Cercles“, deren vornehmster Typus der „Jockey-Club“ ist. Die Stammgäste sitzen schon seit einer halben Stunde vor den elegant bedeckten Eßtischen und harren der Dinge, die da kommen sollen.

„Das soll wohl bis morgen früh dauern?“ murmelt ein alter, weißbärtiger Herr vor sich hin, indem er einen Blick nach der broncenen Standuhr auf dem Kamine wirft.

„Das Diniren scheint hier überhaupt abgeschafft zu sein!“ bemerkt ein junger, braunlockiger Dandy, indem er lebhaft seinen Stuhl hin und her rückt . . .

Dem Cercle gegenüber liegt ein vielbesuchter Restaurant. Vier oder fünf Gäste scheinen ähnliche Gefühle zu fühlen, wie die beiden Herren im Gesellschaftshause.

„Kellner, vor einer Stunde habe ich ein Filet mit Trüffeln bestellt!“

„Kellner, wollen Sie mir meine Taube nun endlich bringen, oder nicht?“

„Es ist wirklich ein Skandal, Kellner. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich keine Zeit habe . . .“

— Wer Paris kennt, der weiß, was diese sonst so sanften Gemüther so ungeduldig macht. Monsieur und Madame, der alte weißbärtige Herr und der junge, braunlockige Dandy, der Mann vom Filet und der Mann von der Taube — sie alle haben den gleichen Gedanken: sie wollen heute in's Theater!

Ein so zerfahrener Mensch der Franzose auch, von der nationalen Seite betrachtet, sein mag, in seinem Privatleben ist er die Pünktlichkeit selber. Wenn er z. B. einen Genuß in Petto hat, so hält er darauf, daß derselbe auch regelrecht und vollständig in Scene gesetzt werde. Um keinen Preis will er zu spät kommen -- weder zur musikalischen Matinée, noch zur politischen Versammlung, noch zur Beerdigung eines guten Freundes — am wenigsten aber zu einer Theatervorstellung. Der Pariser verschlingt sein Diner mit der Hast eines verfolgten Deserteurs; er begnügt sich im Nothfall mit einem Teller Suppe und einer Brodrinde: er dinirt gar nicht — wenn ihm nur als Lohn für dieses Opfer das Be-

wußtsein winkt, beim Aufgehen des Vorhangs an Ort und Stelle zu sein.

Den ersten Rang unter den fashionablen Theatern der Hauptstadt nimmt das Theatre-Italien ein; ihm zunächst und beinahe gleich steht die große Oper. Wer in der eleganten Welt eine hervorragende Rolle spielen will, der wird nicht umhin können, sich auf beide Bühnen zu abonniren. Ein fester Platz in den „Italiens" und der „Oper" verleiht seinem glücklichen Besitzer ein wunderbares Relief, obgleich dieser Luxus keineswegs zu den allzu kostspieligen gehört. Für ungefähr tausend Francs jährlich hat man in der Oper dreimal wöchentlich einen sogenannten Orchester-Fauteuil. Eine Loge mit sechs Plätzen, gleichfalls dreimal in der Woche zu benützen, kostet jährlich ungefähr achttausend Francs. Beansprucht man seine Plätze wöchentlich nur Einmal, so beläuft sich die Taxe auf ein Drittel der genannten Summen. Im Vergleich mit anderen Erfordernissen der reichen Leute, wie z. B. mit den Equipagen und Lakaien, verschlingen die beiden fashionablen Theater also einen verhältnißmäßig geringen Betrag, zumal sich gewöhnlich zwei, drei Personen an einem Platze betheiligen.

Die Logen der „Italiens" und der „großen Oper" dienen der vornehmen Welt als kleine Empfangssalons. Man lädt seine Bekannte „in's Theater" ein — nicht um zu hören oder zu sehen, sondern um zu plaudern. Junge unverheirathete Kavaliere revanchiren sich auf diese Weise den Familien gegenüber, bei denen sie aus- und eingehen. Sie bitten sich von Monsieur, Madame und Mademoiselle, bei denen sie vor acht Tagen dinirt oder getanzt haben, das Vergnügen zur „Nachtwandlerin" oder zur „Stummen von Portici" aus, und Monsieur, Madame und Mademoiselle sagen nicht Nein — am wenigsten Mademoiselle, in deren Augen ein logen-

besitzender Junggeselle das Höchste ist, was der Erdball an begehrenswerthen Männern hervorbringt. Eine junge Pariserin, die eben die Pension verlassen hat, ist unfehlbar gekettet, wenn ein solcher privilegirter Sterblicher zweimal ihr Tischnachbar gewesen ist. Uebrigens bietet ein „Empfang" in der Loge die trefflichste Gelegenheit, den Charakter der jungen Dame zu studiren. Die Art und Weise, wie die mannigfachen künstlerischen und unkünstlerischen Eindrücke auf ihre Seele wirken; die mehr oder minder naive Manier, mit der sie ihren Beifall, ihre Bewunderung, ihr Entzücken zu verstehen giebt; die sorgfältige Beobachtung derjenigen Momente, die ihr am lebhaftesten zu Herzen gehen; — dies Alles wird den Schleier der gesellschaftlichen Convenienz, den Mademoiselle sonst vor ihrem wahren Wesen trägt, zerreißen, und einen Blick in's Innere gestatten. Jungen Männern, die sich verheirathen wollen, ist ein solcher Logenabend auf's Dringendste zu empfehlen.

Weniger unumgänglich zum Begriff einesvollendeten Gentleman ist der Besuch des Theatre-Français. Sein Publikum setzt sich mehr aus solchen Persönlichkeiten zusammen, die ein wirkliches Interesse an der dramatischen Darstellung nehmen. Indeß verleiht ein Abonnement auf das Theatre-Français einen gewissen Anstrich von literarischer Bildung, und so gibt es denn Leute von Distinktion, die in jedem der drei genannten Thalia-Tempel einen Altar besitzen.

Alle übrigen Pariser Theater werden ohne Rücksicht auf die Forderungen des „bon ton" und lediglich nach den Eingebungen der individuellen Neigung besucht.

Es ist hier nicht der Ort, der zahlreichen Schauspielhäuser, deren sich die Seinestadt rühmen darf, namhaft zu machen, oder gar ihre Eigenthümlichkeiten eingehender zu besprechen. Es genüge die Bemerkung, daß Paris, trotz der

Mißwirthschaft der Kommune, die bekanntlich mehrere Theater dem Erdboden gleich gemacht hat, noch über vierzig größere und kleinere Bühnen besitzt, die alle erdenklichen Gattungen von dramatischen Erzeugnissen — Tragödien, Possen, bürgerliche Trauerspiele, Komödien, Rührstücke, Melodramen u. s. w. u. s. w., in mehr oder minder gelungener Weise zur Aufführung bringen und, wie schon oben bemerkt, gute Geschäfte machen.

Greifen wir ein Theater mittleren Ranges heraus und betrachten wir, dem Plane unseres Aufsatzes gemäß, das schaulustige Publikum. Schaulustig — das Prädikat paßt nicht auf Alle, die den bunten, unruhigen Zuschauerraum füllen! Eine Reihe von Personen will nicht sehen, sondern gesehen werden. Da erblicken wir in den offenen Ranglogen zu beiden Seiten der Bühne verschiedene Damen in glänzender Balltoilette: sie gehören in die fragliche Kategorie. Ohne Ausnahme Bürgerinnen der höheren Halbwelt, spielen sie, wie Goethe sagt, ohne Gage mit, und triumphiren, wenn sie eine möglichst große Anzahl blitzender Lorgnons und gewaltiger Operngucker „gefesselt" haben. Oft befinden sie sich in Gesellschaft eines flaumbärtigen Stutzers, der dann eine Befriedigung darin sucht, recht auffällig mit ihnen zu plaudern, und in jedem Zwischenakt einen Teller auserlesener Erfrischungen auffahren zu lassen.

In den ersten Ranglogen paradiren auch die unbedeutenderen Schauspielerinnen, die einen freien Tag haben, und nun in souveränem Selbstbewußtsein die Leistungen ihrer Colleginnen „genießen" wollen. Ein fast unmerkliches, aber herb höhnisches Lächeln kräuselt die Lippen dieser Damen, die man, im Gegensatz zu den echten dramatischen Künstlerinnen, „Cabotinen", d. h. Vagabundinnen nennt. Wenn man der Cabotine zumuthen wollte, eine Loge zweiten oder dritten Rangs

zu besuchen, so würde sie sich in ihrer Stellung als „Artiste" tödtlich beleidigt fühlen. Die wirkliche talentvolle Schauspielerin begnügt sich dagegen mit einem bescheideneren Platze, auch ist es ihr nicht darum zu thun, vom Publikum begafft und beäugelt zu werden.

Die Leute von Distinktion, von Welt, oder wie man die Aristokratie des Geldes und der Geburt sonst noch betiteln mag, bevorzugen die Logen, welche der Bühne gegenüberliegen. Dieselben sind nicht ganz so theuer, als die von der Halbwelt mit Beschlag belegten Prosceniumslogen, und gewähren überdies den Vortheil, daß man, ohne sich den Hals zu verrenken, die Scene überblicken kann.

Die Aristokratie des Geistes schlägt ihre Zelte im Parquet, oder, wie der Franzose sagt, im Orchester auf. Die Orchestersessel sind entschieden diejenigen Plätze, von denen aus die Bühne den zweckmäßigsten und natürlichsten Anblick bietet; Spiel und Dekorationen sind für das Parquet berechnet: die Illusion ist hier am vollständigsten. In den Fauteuils d'Orchestre sitzen die Künstler, die Journalisten, die Schriftsteller, die Gelehrten, die Advokaten, die Aerzte, die gebildeten Kaufleute, mit einem Worte, das eigentliche Publikum, von dessen Urtheil der Erfolg oder der Mißerfolg eines Stückes abzuhängen pflegt — freilich nicht ausschließlich, wie wir gleich sehen werden. Das Parquet ist mit seinen Beifallsbezeugungen sparsam. Hat eine dramatische Novität indeß erst einmal das Eis gebrochen und einen einzigen lebhaften Applaus von dieser Seite geerntet, so kann der Autor in den meisten Fällen mit dem gezogenen Loose zufrieden sein.

Hinter den Orchestersitzen befindet sich das Parterre — der Lieblingsplatz aller derjenigen Leute, die über beschränktere Geldmittel verfügen und doch keine Lust haben, zur Höhe des sogenannten Paradieses hinanzuklimmen. Im Parterre

steht der Handwerker, der Student, der kleine Bourgeois. Keine Fraktion des gesammten Zuschauerraumes — die Parquet-Fauteuils nicht ausgenommen — nimmt so regen Antheil an dem, was auf der Bühne vorgeht, als das Parterre. Das Publikum dieser bescheidenen, aber einflußreichen Plätze bestimmt, nächst den Orchestersitzen, am wirksamsten, ob ein Stück reüssirt oder nicht. Was bei dem Parquet der geschulte Geschmack thut, das erzielt beim Parterre ein gewisser künstlerischer Instinkt. Man darf behaupten, daß das Parterre für Schwächen des Autors oder des Darstellers noch weit empfänglicher ist, als das Publikum der Fauteuils. Wenigstens bedeckt das letztere gar manchen Fehler mit dem Mantel christlicher Liebe, den das Parterre auf's Unbarmherzigste zu rügen liebt. Die Stehplätze waren denn auch von je der Schreck der dramatischen Künstler. Noch unter Louis Philipp gehörte es zu den alltäglichsten Ereignissen, daß einzelne Stimmen aus dem Parterre den Schauspieler direkt anredeten und verhöhnten; ja, es kam nicht selten zu förmlichen Zwiegesprächen, von denen uns die Theater-Annalen verschiedene aufbewahrt haben. So wurde ein unglücklicher Tragöde, der sich alle erdenkliche Mühe gab, vier- oder fünfmal hinter einander vom Parterre ausgepfiffen. Endlich riß ihm der Faden der Geduld. Er trat mit gekreuzten Armen an die Rampe und rief seinen Peinigern folgende geflügelte Bemerkung zu:

„Ihr dahinten habt es darauf abgesehen, mich zu ruiniren! Aber wartet! Ich habe mir sechs von euch gemerkt! Wenn wir nachher fertig sind, prügle ich die sechse nach einander so windelweich, daß sie das nächste Mal vor lauter Bravo's rauh und heiser werden sollen!"

„Fort mit ihm!" schrie das Parterre.

„Ihr wollt also nicht, daß ich weiter spiele?"

„Fort mit ihm!“

„Gut! So werde ich nie wieder vor Euch auftreten. Das sei nun Eure Strafe!“

„Um so besser!“ jauchzte die ausgelassene Menge. — Das Stück konnte nicht zu Ende geführt werden.

Auch humoristische Einwürfe aus den Reihen des Parterre's gehörten früher nicht zu den Seltenheiten. Seit den letzten zehn Jahren haben sich die Verhältnisse etwas weniger patriarchalisch gestaltet. Die lauten Bemerkungen sind gegenwärtig das ausschließliche Monopol des „Paradieses“. Hier, unmittelbar unter dem Dache, ist nämlich das Publikum noch um eine Schattirung naiver, rücksichtsloser und leidenschaftlicher als in der Tiefe. Das Lärmen gehört in den Höhen des Paradieses wesentlich mit zum künstlerischen Genusse. Es kostet den Gamin, der droben an der Balustrade lehnt, gewaltige Ueberwindung, auch nur während zweier Scenen den Schnabel zu halten. Selten vergeht eine Vorstellung, ohne daß der Olymp durch irgend einen faulen Witz die ästhetische Illusion beeinträchtigt hätte. Mitunter sind diese Unarten indeß in der That treffend und von unbeschreiblich komischer Wirkung.

So erinnere ich mich, vor einigen Jahren irgend einer ersten Aufführung im Gymnase-Theater angewohnt zu haben, deren ernster, getragener Charakter jedenfalls nicht auf eine paradiesische Störung berechnet war. Ein auffallend häßlicher Schauspieler gab die Titelrolle. — Wie das Stück hieß, habe ich leider vergessen.

„Ha!“ sagt im dritten Akte der erste Liebhaber zu dem Titelhelden — „ha, mein Vater, Du veränderst Deine Züge...“

„Sehr gut!“ rief's vom Olymp herunter, „er kann dabei nur gewinnen!“

Ein unbändiges Gelächter war die Folge dieser malitiösen Bemerkuug; an eine dem Sujet angemessene Stimmung war nicht mehr zu denken: das Stück fiel durch. Ich bin überzeugt, ohne die Ungezogenheit des witzigen Bengels würde es wenigstens einen sogenannten succès d'estime erlangt haben, denn es war von einem allgemein geachteten Autor.

Das Paradies ist, wie bereits angedeutet, die leidenschaftlichste Fraktion des ganzen Hauses, und zwar entbrennt es mit gleicher Lebhaftigkeit in Haß und Zorn, wie in Liebe und Bewunderung. Folgendes Billet-Doux, welches Fräulein Marie R . . ., eine der hübschesten und liebenswürdigsten Pariser Schauspielerinnen, gelegentlich von einem jugendlichen Olympier erntete, ist für den Sturm der Gefühle, wie er den „Titi" charakterisirt, gewiß höchst bezeichnend. Er schrieb:

„Mein Fräulein!"

„Sie liegen mir Tag und Nacht im Herzen; ich komme jeden Abend hierher, um Sie zu sehen. Ich heiße August, und bin Broncearbeiter. Wenn Sie mir für nächsten Sonntag ein Stelldichein gewähren wollen, so senden Sie mir Ihren Brief durch die Schließerin. Sie können mich sehr leicht erkennen: ich bin der große Blonde, der immer die Beine durch die Balustrade hängen läßt.

Ihr Sie liebender

August."

Das folgende Gegenstück möge den Olympier im Zorn illustiren.

Es war im Jahr 1870, einige Monate vor der Kriegserklärung. Im Theatre de la Porte St. Martin, das seitdem der Bestialität der Kommune zum Opfer gefallen ist, wurde eine interessante Novität gegeben. Wie bei allen ersten Vorstellungen war die Elite der Kritik zugegen. Drei Reihen

Orchestersessel waren fast ausschließlich von den Herren Jules Clarétie, Paul Foucher, Théophile Gautier, Francisque Sarcey und so weiter mit Beschlag belegt. Die Feuilletonisten warteten mit außergewöhnlicher Spannung der Dinge, die da kommen sollten . . . Es war vorauszusehen, daß sie einen besonders strengen Maßstab anlegen würden.

Der Vorhang geht auf. Das Stück verräth eine unleugbare Lebensfähigkeit, aber eine der Hauptrollen wird gleich von vornherein so schändlich schlecht gespielt, daß es keiner übermäßig gereizten Kritik bedurft hätte, um den Stab darüber zu brechen. Die Journalisten gaben denn auch die unverhohlensten Zeichen des Mißfallens, und enthielten sich selbst da des Applaudirens, wo die glückliche Anlage des Drama's eine Beifallsbezeugung gerechtfertigt haben würde.

Die Olympier mußten nun der Ansicht sein, die Haltung der Feuilletonisten sei unbillig, oder das Mitleid mit dem unglücklichen Schauspieler gewann ausnahmsweise die Oberhand — kurz, sie ereiferten sich mit einem Male wie auf Verabredung und schrieen in allen Tonarten :

„Hinaus mit den Journalisten! — Vor die Thüre mit den Federfuchsern! — Man gibt ihnen Freibillets und sie wollen sich noch obendrein über die Künstler lustig machen! Fort mit den Tintenklexern!"

Zwei oder drei der insultirten Schriftsteller wandten sich entrüstet um, und versuchten, das Paradies auf das Unanständige seines Benehmens aufmerksam zu machen.

Diese unglückliche Taktik gab das Signal zu einem neuen Unfuge. Mit einem Male ergoß sich ein wahrer Hagel von halbfaulen Birnen, Orangeschalen, Apfelgröbsen und hundert anderen unnennbaren Ingredienzien über die Denkerstirnen der armen Federhelden, und verursachte einen so panischen Schrecken, daß die Vorstellung unterbrochen werden mußte.

Julies Clarétie, der sich gerade umgedreht hatte, erhielt eine halbe Goldreinette in den geöffneten Mund; die ehrwürdige Glatze Francisque Sarcey's wurde von einer steinharten Wallnuß und zwei Bergamotten getroffen, so daß sie noch nach mehreren Tagen die bedenklichsten Spuren zeigte; Paul Foucher ward im Genick verletzt u. s. w. u. s. w. Nun schritt freilich die Polizei ein — aber, wie es in der Fabel heißt, „ein wenig spät"! Die Pariser Kritik hatte die Wuth des Olymps aus eigenster, persönlichster Erfahrung kennen gelernt! Es war amüsant, wie die Herren des Tags darauf in ihren Feuilletons auf die vermaledeiten Titi's loswetterten; ob ihre Moralpredigten dazu beigetragen haben, die verwahrlosten Gemüther zu bessern?

Eine Rolle von täglich mehr zusammenschrumpfender Bedeutung spielen die bezahlten Klatscher, die Claqueurs, auch Römer (Romains) oder Ritter vom Kronleuchter geheißen. Sie sitzen entweder zwischen den Orchesterfauteuils und dem Parterre in den sogenannten Stalles, oder im dritten Rang über den Mittellogen. Da sie nicht zum eigentlichen Publikum gehören, so entziehen sie sich unserer heutigen Studie.

Der Pariser hat die eigenthümliche Gewohnheit, im Theater zu essen. Oben unter der Decke verzehrt man, wie aus dem vorhin geschilderten Vorfall ersichtlich, rohes Obst, und zwar vorzugsweise Aepfel. Das Parquet vertilgt Orangen, oder allerlei Gebäck, das in der Zwischenakten herumgetragen wird. In den Logen werden Bonbons, glacirte Ananasscheiben, feine Trauben rc. genascht, und zwar mit Hilfe eines eigens hierzu erfundenen Instrumentes, der Bonbonzange. Der größere oder geringere Grad von Eleganz, den man bei der Handhabung dieses kleinen silbernen Werkzeuges entwickelt, wiegt schwer in der Wage des Urtheils aller „Leute von Welt."

Die Demimonde in den Proscceniumslogen liebt auch im Punkte des Naschens das Extravagante, Originelle. Es gehört zum feinsten Ton, seine Loge in eine Art Bazar zu verwandeln, indem man alle erdenklichen Luxusgegenstände rc. vor sich auf die Brustwehr ausbreitet. Eine Dame von „Chic“ sitzt gewöhnlich hinter einer Garnitur, die aus folgenden Dingen besteht: einem Bonbon-Täschchen, einem Obstkörbchen, einem Kuchenteller, einem Bouquet, einem Fächer, einem Operngucker, einem Batisttaschentuch, einem „Figaro“, einem Theaterzettel, einem Riechfläschchen. Je reichhaltiger der Bazar ist, um so höher steigt die Dame in der Hochachtung ihrer Verehrer und ihrer Rivalinnen, denn jeder Gegenstand ist ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit man die Wünsche und Neigungen der Besitzerin zu beobachten und zu befriedigen pflegt.

Fast eben so allgemein, wie die Eßwuth, ist die Manie, den „ersten Vorstellungen“ anzuwohnen. Es giebt Leute, die einen Orchesterfauteuil mit fünfzig Franken bezahlen, lediglich um eine „première“ mitanzusehen. Tags darauf, bei der zweiten Vorstellung, hätten sie es weit bequemer und weit billiger: aber sie würden für den Platz, der ihnen gestern mit fünfzig Franken nicht zu theuer erkauft erschien, am zweiten Tage keine zehn zahlen! Es ist vorgekommen, daß bei einer ersten Vorstellung vier- bis fünftausend Menschen zurückgewiesen werden mußten, weil das Haus bis auf den letzten Winkel vermiethet war; — und siehe da, bei der zweiten Vorstellung spielten die Künstler vor leeren Bänken. Das Neue reizt den Pariser eben lediglich seiner Neuheit wegen; selbst das Schlechte, Unbedeutende erringt sich einen vorübergehenden Erfolg, wenn es in irgend einer Beziehung „noch nicht dagewesen“ ist. Oft genügt ein pikanter Titel, um ein schwaches Stück in Kurs zu setzen: die Eti-

quette gilt mehr als die Waare, die Form mehr als der Inhalt. In vielen Fällen ist es überdies nicht einmal das Interesse an der Novität, was den Pariser in die „première“ treibt, sondern lediglich das kindische Bestreben, ein theatralisches Ereigniß früher kennen zu lernen als so und so viele andere Sterbliche. Der echte Franzose setzt eine Ehre darein, über alle Zeitbegebnisse möglichst rasch unterrichtet zu sein. Es erfüllt ihn mit Stolz, von dem Selbstmord des Grafen X. und von dem Erbschaftsstreit der Familie Y. mehr zu wissen als der staunende Kreis von Freunden und Bekannten, der ihm mit schlechtverhohlenem Neide zuhört und seine Erzählung mit Oh's und Ah's begleitet. Ein Stück von Sardou womöglich schon in der Generalprobe gesehen zu haben, das ist fast ebenso rühmlich, als ein solches Stück zu schreiben oder zu spielen. Glücklich der Mensch, sagt Pascal, der über einer Armseligkeit die großen Räthsel des Lebens vergißt. Glücklich die Pariser!

Pariser Wucherer.

Das egoistische Geschöpf, Mensch genannt, hat es von jeher verstanden, aus der Verlegenheit und dem Unglück seiner Brüder Kapital zu schlagen. — Mit der fortschreitenden Ueberfeinerung der Sitten, mit der Steigerung der Lebensbedürfnisse, hat auch diese illiberalste aller Professionen eine erhöhte Bedeutung gewonnen, und in einer Stadt wie Paris spielen die Wucherer eine Rolle, von deren Wichtigkeit sich nur derjenige eine entsprechende Vorstellung macht, der entweder thöricht und unglücklich genug ist, mit diesem Auswurf der Gesellschaft in „geschäftliche“ Beziehungen zu treten, oder der dem Gesindel zum Zwecke culturhistorischer Studien eigens hinter die Coulissen blickt.

Wenn wir das Corpus Juris aufschlagen und die Bestimmungen über die Zinsnahme lesen, denen zufolge Personæ illustres nur 4, Kaufleute 8, und alle Uebrigen nur 6 Prozent nehmen durften; wenn wir das Verbot finden: „Es ist Niemanden erlaubt, die Zinsen zum Kapital zu schlagen, und Zinseszins zu nehmen!“ — so muthet uns das angesichts der Pariser Escompteur-Verhältnisse wie ein Lied aus mythischer Vorzeit, wie eine Sage an, für deren süße Klänge uns das innerliche Verständniß fehlt. — Es giebt in Paris eine Sorte Wucherer, die fünftausend Prozent nimmt! Wie ist dies möglich? Wer ist bornirt, wahnsinnig genug, einer solchen Blutsaugerei ohne Gleichen

in die Hände zu fallen? Lieber Leser! Bei Gott und in Paris sind alle Dinge möglich! Der Hunger thut weh, und ein Herz, an das die Verzweiflung anpocht, ist zum Aeußersten fähig.

Die berüchtigtsten Wucherer des mittelalterlichen Paris waren die lombardischen Juden, die ihr Quartier in jener Straße aufgeschlagen hatten, welche noch heute ihren Namen trägt. — Jahrhunderte erhielt sich der Lombarde in seiner vollen, unverfälschten Eigenart. — Die Revolution von 1789 machte ihm den Garaus. — An seine Stelle trat die weitverzweigte Familie jener widerlichen Gestalten, als deren Typus der Gobseck Balzac's zu betrachten ist. — Diese gemeinen Durchschnitts- und Allerwelts-Wucherer bewohnten eine Baracke von so schmutzigem Exterieur, daß sich die Seele des Insassen ihrer eigenen Schmutzigkeit weniger bewußt ward; sie harmonirte zu vollständig mit ihrer Umgebung. Dicker Staub bedeckte die wurmstichigen Möbel; von den Wänden trof eine ekelhafte Feuchtigkeit, das Licht des Tages erhellte diesen Aufenthalt menschlicher Verkommenheit nur spärlich. Der Gobseck trug einen langen, vielfach geflickten Paletot, ein lebensmüdes Hauskäppchen, über dessen Urfarbe eine ernstliche Meinungsverschiedenheit nicht zu vermeiden schien, Pantoffeln, deren niedergetretene Klappen mit der Sohle im vollen Sinne des Wortes zusammengeschweißt waren, und eine Brille mit großen, runden Gläsern, die seinem Antlitz einen eulenartigen Ausdruck verlieh. — Stirne und Wangen wetteiferten im Punkte der Runzeln; seine spitze Nase, sein vorgebogenes Kinn, und die schmalen, blutlosen Lippen vollendeten das Bild eines Schurken, der zu klug war, um mit dem Strafgesetzbuch in ernstliche Collisionen zu kommen, dafür aber mehr Unheil anrichtete, als alle Tropmann's und Lacénaire's zusammengenommen.

Heutzutage gehört auch dieser Typus zu den selteneren. — Der Wucherer von 1870 ist meistens ein Mann in den besten Jahren, ja, oft ein Jüngling in der Blüthe der Zwanziger. — Die Arbeitstheilung hat auch hier Platz gegriffen, und so kann man denn sagen, daß gegenwärtig jeder Stand, jede Gesellschaftsklasse ihre eigenen Blutsauger besitzt, die sich im Aeußeren gewöhnlich nicht unwesentlich von einander unterscheiden. Lassen wir einige dieser Gauner Revue passiren.

Der Wucherer des Petit-Crevés.

Petit-Crevés — so nennt die neufranzösische Kunstsprache bekanntlich jene mehr oder minder lächerlichen Hanswurste, die keine höheren Bestrebungen kennen, als die Sorge, sich nach der neuesten Mode zu kleiden, im Café Riche zu diniren, Cigarren zu einem Franken das Stück zu rauchen, und Pferde, Hunde und Maitressen zu halten. — Es giebt Petit-Crevés, die mit der Zeit zur Besinnung kommen, und die jockey-clubliche Nichts- und Wieder-Nichts-Existenz an den Nagel hängen, um vernünftige Menschen zu werden; allein diese seltenen Ausnahmen sind nie rechte Petit-Crevés gewesen. Sie haben den Stutzer nur aus genialischer Launenhaftigkeit gespielt, wie Prinz Heinz von England das mauvais sujet kopirte; oder sie waren Petit-Crevés aus Pflichtgefühl gegen die Gebote des „Chic" — ohne sich jedoch in ihrem Petit-Crevismus recht wohl zu fühlen. Im Allgemeinen ist und bleibt der Petit-Crevé ein jämmerlicher Tropf, an dem Hopfen und Malz verloren ist. (Wir werden uns in einem späteren Aufsatze eingehender mit ihm beschäftigen.)

Der Wucherer, der sich die Welt dieser Taugenichtse zum Terrain seiner Großthaten auserkürt, ist meistens ein Mann von circa vierzig Jahren, derb, starkknochig, breitschulterig, eher klein als groß, mit dichtem, wolligem Backenbart, gutem Gebiß, riesigem Appetit, und einer Faust, deren rundliche stumpfe Finger in Verbindung mit dem behaarten Gelenk die massivste Brutalität verrathen. Der Dandy-Wucherer — so wollen wir ihn der Kürze und Bequemlichkeit halber nennen — sieht neben seinem Opfer ungefähr aus, wie ein normännisches Omnibuspferd neben einem Sieger der Rennbahn. — Hier Alles dünn, schmächtig, zierlich, — dort Alles gesund, roh, derbsinnlich. — Wir werden den Dandy-Wucherer und seine Beziehungen zum Petit-Crevé am besten kennen lernen, wenn wir eine ihrer „geschäftlichen" Unterredungen belauschen. Dem Dandy-Wucherer begegnet man in den eleganteren Stadtvierteln — auf den Boulevards du Centre, am Börsenplatze, in den Passagen u. s. f. — so häufig, daß es verhältnißmäßig wenig Mühe kostet seine charakteristischen Merkmale ausfindig zu machen. — Hören wir also eines jener typischen Gespräche, wie sie täglich zu Dutzenden stattfinden.

Im Café Tortoni sitzt ein junger Mann, dessen Gesichtszüge eine gewisse Unruhe athmen. Seine Leibwäsche ist von tadelloser Reinheit und Feinheit; seine Jacquette sitzt wie angegossen; die wohlgepflegten Finger, deren Spitzen von langen, rosigen Nägeln überragt sind, krauen ängstlich in dem spärlichen Backenbärtchen, das sich der ihm aufgenöthigten Cotelettesform absolut nicht fügen will. Der junge Mann ist Monsieur le Baron Benjamin Vaurien.

Unterdessen schlängelt oder besser wälzt sich über die Asphaltplatten des „Boulevard des Italiens" die gedrungene Gestalt des ehrenwerthen Herrn Polydore Fourbe-Floueur,

des Gauners, dem Monsieur le Baron Benjamin Vaurien um drei Uhr Nachmittags im Café Tortoni ein Rendez-vous gegeben hat.

Fourbe-Floueur legt durchaus keine Eile an den Tag, obgleich es bereits Dreiviertel auf Vier geschlagen hat. Mit breitem Schmunzeln, die linke Hand in den Beinkleidern, die rechte in der Westentasche, schlendert er einher, hier ein wohlwollendes Kopfnicken, dort ein gnädiges Lächeln austheilend. — Jetzt bleibt er stehen, um dem Herrn von So und So brüderlich die Hand zu schütteln; jetzt zieht er ein Notizbuch aus dem Paletot und gerirt sich, als sei ihm plötzlich etwas Hochwichtiges eingefallen . . . Herr Fourbe-Floueur hat nämlich immer ein kolossales Geschäft „in Petto", ein zweites nicht minder bedeutendes „im Gange" und ein drittes „soeben erledigt."

Endlich ist er am Ziel seiner Wanderung angelangt. Nachlässig und mit siegesgewisser Gemüthlichkeit betritt er das Kaffeehaus.

Der Jüngling Vaurien, der in der Verzweiflung bereits seine dritte Demi-Tasse geleert hat, fährt vom Sitze empor.

„Gott sei Dank, daß Sie kommen! Sie haben mich auf die Folter gespannt . . ."

„Ah, mein Freund, daran müssen Sie sich gewöhnen. Ein Mann von meiner Stellung ist nie Herr seiner Zeit . . ."

„Aber eine Verabredung . . ."

„Durchmustern Sie das Leben unserer bedeutendsten Financiers: Sie werden die Wahrheit meiner Behauptung bestätigt finden. Die Geschäfte machen uns zu Sklaven ihrer Laune . . ."

„Trinken wir ein Glas Sherry?"

„Mit Vergnügen. Aber ich habe nur zwanzig Minuten Zeit . . ."

„Das ist wenig; ich dachte . . .“

„O, die Jugend, die keinen Begriff von dem umfassenden Wirkungskreise eines Fourbe-Floueur, keine Idee von der Kostbarkeit der Minuten hat . . .“

Das Gespräch dreht sich nun noch etwa eine Viertelstunde lang um Gegenstände von allgemeinerem Charakter, wie z. B. die unangenehme Situation eines Elegants, dem die Kapitalien ausgehen, oder die unsterblichen Verdienste, die sich Fourbe-Floueur um die bedürftige Menschheit erworben hat. Endlich sieht der Wucherer auf die Uhr und sagt . . .

„Donnerwetter! Ein Viertel auf Fünf... Wir hatten ja wohl eine kleine Abrechnung zu erledigen . . .“

„Achttausend Francs“, seufzt der junge Mann; „die Frist ist heute abgelaufen . . .“

„Achttausend Francs, sagen Sie . . . hm . . . ich entsinne mich nicht genau . . . man vergißt solche Lappalien . . .“

Er blättert eine Minute lang in seiner Brieftasche.

„Achten Mai . . . Neunten Mai . . . Sechstausend Francs . . . Zweiundzwanzigtausend . . . hier . . . warten Sie . . . sechs und sechs ist zwölf . . . und Sechstausendachthundert zu den Zwölfhundert . . .“

Benjamin Vaurien seufzt noch stärker als zuvor.

„Apropos, mein lieber Fourbe-Floueur“, beginnt er nach einer Pause; „habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich mich nächstens verheirathe?“

„Ich glaube mich zu erinnern . . . sechs von neun bleiben drei . . . . .“

„Die Baronesse Titi, eine reizende Blondine . . .“

„Ah? Tant mieux pour vous . . . fünf von zehn macht fünf . . . .“

„Dreimalhunderttausend Francs Mitgift, mein lieber Fourbe-Floueur, und achtmalhunderttausend in Aussicht . . .“

„Das ist recht hübsch, lieber Baron . . . Sie schulden mir achttausendneunhundert Francs.“

„Schön.“

„Sie haben wohl Bankbillets bei sich . . .? (sieht auf die Uhr) . . . Crénom ich muß fort . . . wickeln wir die Sache also rasch ab . . .“

Es ist fast überflüssig zu bemerken, daß unser Freund Vaurien nicht nur keine 8900 Francs bei sich hat, sondern im Gegentheil die Absicht hegt, den humanen Fourbe-Floueur um ein neues Darlehen zu ersuchen. — Vauriens Lage ist kritisch. — Die Hochzeit mit der Baronesse Titi würde vielleicht noch in der elften Stunde zu Wasser werden, wenn es ihm nicht gelingen sollte, bis zum letzten Moment sein Renommee als begüterter junger Mann aufrecht zu halten. Hat er doch in der That von einem Oheim mütterlicher Seits eine reiche Erbschaft zu erwarten! Nur momentan, momentan ist er auf dem Trockenen! — Wie kann er vor seine Laura treten, ohne mindestens vier reizende Isabellen, ein Tilbury und einen Jockey mitzubringen? Unmöglich! — Er muß Geld auftreiben, um jeden Preis!

Ein inhaltschweres Wort! Um jeden Preis! Fourbe-Floueur weiß das zu genau, und mit kalter Berechnung steuert er auf sein Ziel los.

„So und so liegen die Dinge“, sagt Benjamin nach einer mehr oder minder beredten Auseinandersetzung; „zahlen kann ich nicht und wenn Sie mich aufhängen; dagegen wäre ich Ihnen höchlichst verpflichtet, wenn Sie mir vor übermorgen fünfundzwanzigtausend Francs verschaffen wollten. Ich bin Ihnen sicher, das wissen Sie!“

Jetzt aber scheint die Sache unserem Wucherer zu toll zu werden. Er ergreift seinen Hut.

„Ich weiß nur dies : daß ich in Geschäftssachen die Pünklichkeit liebe. — Adieu!“

„Aber, Fourbe=Floueur, Mann meines Herzens, zum Fliegen gehören doch Flügel! Was kann Ihnen daran gelegen sein, ob Sie noch vier Monate länger warten? — Kommen Sie her! Wie viel Zinsen soll ich Ihnen zahlen?“

„Sparen Sie Ihre Mühe. Adieu!“

Der Petit=Crevé faßt den Wucherer am Arme.

„Liebster, bester Fourbe=Floueur, wollen Sie, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jage?“

„Halten Sie das, wie Sie wollen; wir sind fertig.“

Es fallen nun noch einige Dutzend ähnlicher Redensarten. Endlich scheint der Wucherer ein menschliches Rühren zu fühlen.

„Gott, mein lieber Baron“, sagt er; „ich würde ja schon allenfalls mit mir reden lassen, aber ich versichere Sie auf Cavaliersparole, — ich habe kein Geld zur Hand . . .“

„Pah! ein Finanzmann wie Sie und kein Geld! Machen Sie das einem Andern weiß.“

Schließlich beginnt Fourbe=Floueur hin und her zu sinnen.

„Voyons“, — dieß ist die übliche Rede, wenn man in nebelgrauer Ferne eine Idee dämmern sieht — „voyons . . . ich habe da in Passy eine Ladung frischer Ochsenfelle . . . etwa für 15,000 Francs . . .“

„Ochsenfelle? aber was soll ich mit Fellen thun? Geld brauche ich, aber keine Felle . . .“

„Hm! voyons! ich würde Ihnen vielleicht die Adresse eines soliden Käufers übermitteln können, an den Sie die ganze Ladung en bloc losschlagen und . . . hm . . . Sie

würden allerdings dabei verlieren . . . der Termin ist so kurz . . . übermorgen, sagen Sie? . . ."

Dem Petit-Crevé wird angst und bange.

„Gut also!" sagte er seufzend; — „aber weiter! Ihre Ochsenfelle decken doch erst einen Theil meines Bedürfnisses."

„Hm! voyons," fährt Fourbe-Floueur fort, indem er eifrig in seiner Brieftasche hin und her blättert, — „richtig... da fällt mir ein... in den Weinhallen liegt mir eine Sendung Burgunder, über die ich noch nicht verfügt habe..."

Kurz, nach langer Debatte „kauft" der Petit-Crevé für 40,000 Francs diverse Waaren, schlägt sie Tags darauf an einen Spießgesellen des Wucherers für 25,000 Francs los und fühlt sich nun überglücklich im Besitze eines Darlehens, das er nur mit 15 Prozent zu verzinsen braucht.

Dabei ist noch zu bemerken, daß nicht Jedermann von Fourbe-Floueur so liberal behandelt wird. Wenn der Baron Benjamin Vaurien nicht so ganz zuverlässige Garantieen böte und überdies nicht ein alter Kunde wäre, so würde man ihn ganz anders geschröpft haben. So aber thut man ein Uebriges!

* * *

An dem entgegengesetzten Ende der gesellschaftlichen Scala „arbeitet" die zweite Nummer unserer Galerie:

Der Wucherer des Proletariers.

Er ist ungleich verwerflicher, als der oben geschilderte Dandy-Wucherer. Fourbe-Floueur spekulirt auf die menschlichen Schwächen, Leidenschaften und Laster; sein Opfer spielt nicht selten eine komische Figur. — Der Wucherer des Proletariers nährt sich dagegen von den Thränen der Verzweiflung, von den Seufzern der Sterbenden; er entreißt dem Hungernden die letzte Brodrinde; er mißgönnt dem Kranken

das schmutzige Strohlager, auf dem er den Tod erwartet. Seine Opfer erregen nie unsere Spottlust.

Auf den Straßen von Paris blüht der Kleinhandel mit Gemüse, Obst, Fischen und anderen Eßwaaren. Die Verkäufer fahren ihre bescheidenen Vorräthe auf kleinen Handkarren von Haus zu Haus, von Platz zu Platz, in der Hoffnung, den Markthallen einige Concurrenz zu machen. Leider besitzen diese beklagenswerthen Sklaven nicht so viel, um sich aus eigenen Mitteln verproviantiren zu können. — Jeden Morgen wandern sie daher zum Wucherer und borgen je nach dem Umfange ihres Unternehmens drei, vier bis zwölf Franken. Des Abends entrichten sie das erborgte Kapital nebst einem Sous Zinsen per Franken. Fünf Franken tragen dem Wucherer auf diese Weise monatlich $7^1/_2$ oder jährlich 90 Franken ein. Der Leser wird sich leicht ausrechnen, um wie viel menschlicher noch Herr Fourbe-Floueur mit seinen Stutzern verfährt.

In der St. Jacques-Straße wohnte noch vor drei Jahren ein Jude Namens Bernier, der auf Pfänder lieh. — Einer seiner täglichen Kunden war eine arme Wittwe; sie pochte regelmäßig Morgens und Abends an die Pforte des ruchlosen Schächers, bis man sie eines Tages todt aus der Seine zog. Sie hatte jeden Morgen die Bettdecken ihrer Kinder verpfändet, um deren Kleider auslösen zu können; Abends trug sie die Kleider hin, um das Bettzeug in Empfang zu nehmen. Dieser Austausch kostete sie jedesmal 25 Centimes, — also 50 Centimes täglich. — Die Sprache entbehrt der Worte, um eine derartige Schurkerei in verdienter Weise zu brandmarken. Das „Geschäft“ dieser Blutsauger — (denn Bernier zählt in Paris gar manchen Collegen) — trägt nicht weniger als fünftausend Prozent ein; (siehe oben!) — mit einigen

Goldstücken verschaffen sich die Berniers also eine recht hübsche Rente!

Es wirft sich hier naturgemäß die Frage auf: wie vermag die Gesellschaft diesem schandbaren Treiben, das großentheils die Schuld an dem Elend der unteren Klassen trägt, zu steuern? Wir können uns an dieser Stelle begreiflicher Weise nicht auf weitläufige wissenschaftliche Erörterungen einlassen. Es sei indeß des Vorschlags eines französischen Publicisten gedacht, der die großen Bankiers der Metropole auffordert, eine Volks-Bank zu gründen, welche Beträge auch von noch so geringer Höhe zu gesetzmäßigem Zinsfuß ausleihen und so das Uebel mit der Wurzel ausrotten würde! Der Wucher unterbindet dem Kleinhandel alle Lebensadern: eine Volks-Bank wäre die siegreiche Vernichterin des Wuchers.

Die Berniers und Konsorten unterscheiden sich auch in ihrer äußeren Erscheinung wesentlich von den Fourbe-Floueurs. — Während diese derb, gesund und plump auftreten, ja nicht selten eine gewisse brutale Gutmüthigkeit athmen, kennzeichnet den Wucherer des Proletariers eine lauernde Miene, ein gebeugter Gang, eine Unsicherheit im ganzen Wesen. — Er kommt unter allen Arten der ganzen Gattung dem Balzac'schen Gobseck am nächsten. —

Eine dritte Species ist der Damenwucherer, oder richtiger

die Damenwuchererin,

denn diese Klasse gehört fast ausschließlich dem schwächeren Geschlechte an. — Nennen wir die wohlbeleibte Fünfzigerin, von der wir hier reden wollen, Madame Sangsue. — Sie ist stets nach einer überlebten Mode gekleidet, nicht übermäßig reinlich, und eine heimliche Absinth-Trinkerin. — Eine geschäftige Lebendigkeit und Packete in allen Taschen sind ihre

vorzüglichsten Merkmale. — Wie ein brüllender Löwe umschleicht sie die Wohnungen und sucht, wen sie verschlinge. — Der Gatte ist ausgegangen. — Es klingelt. — Mit einschmeichelnden Verbeugungen tritt Madame Sangsue vor die schutzlose Gattin und öffnet unter einer wahren Sturmfluth von verführerischen Redensarten ihre Büchsen und Schachteln.

„Sehen Sie, gnädige Frau, diesen Brillantschmuck! Wie geschaffen für Ihre nußbraunen Locken! Entzückend, sage ich Ihnen! Und hier diesen prächtigeu Kaschmir-Shawl! Welche Falten er wirft! Gestehen Sie selbst, gnädige Frau, Sie haben nie in Ihrem Leben ein ähnliches Meisterstück gesehen . . ."

Und somit breitet sie ihre Schätze aus. — Wer die Pariserinnen kennt, der weiß die Unwiderstehlichkeit einer solchen Versuchung zu würdigen.

Aber die junge Frau hat kein Geld! Nicht Jedermann verfügt über die Renten einer Fürstin Metternich . . .

Thut Nichts! Ein Wechsel, zahlbar in drei Monaten, genügt vollkommen . . . Natürlich verlangt Madame Sangsue Zinsen . . . die Zeiten sind schwer und das Verdienst karg . . .

Wehe der Unglücklichen, die sich durch verlockende Reden der listigen Schlange kirren läßt! Der Verfalltag naht heran — aber die Gelder, die man aufzutreiben hoffte, sind unter hundert Fällen neunundneunzigmal ausgeblieben. Der Gemahl soll nicht wissen, daß man insgeheim über die Schnur gehauen. — Die Lage ist verzweiflungsvoll.

Ist die junge Frau schwach oder leichtsinnig, so sinkt sie bald von Stufe zu Stufe. Madame Sangsue jedoch reibt sich vergnügt die Hände, und fragt nicht weiter darnach, wie viel Glück sie im Keime zerstört, wie viel Elend sie gesä't hat und wie viele Flüche sie ernten wird. Vorerst zählt sie die ergaunerten Doppellouisdor's — und schmunzelt. —

Betrachten wir zum Schluß eine vierte Species von Wucherern, die ihre Geierfänge über alle gesellschaftlichen Klassen zugleich erstreckt, — ich meine die Species der

Rückverkäufer.

Nehmen wir an, ich brauche vor Ablauf zweier Tage tausend Francs — ein Fall, der in Paris nicht zu den Seltenheiten gehört. — Ich habe vielleicht im Trente et quarante verloren, — oder ein vergessener Wechsel wird mir präsentirt, oder es gilt die Auslösung einer Wette . . . Ich öffne mein Portefeuille : Leer! Ich durchsuche meine Pulte : noch leerer!

Que faire? Geld muß ich haben, das steht fest, — aber woher nehmen?

Da fällt mein Blick auf den kostbaren Diamantring, den mir Tante Lottchen bei meinem verwichenen Geburtstag an den Finger gesteckt hat. Sofort durchzuckt der Gedanke an den „Rückverkäufer" mein aufgeregtes Hirn! Nicht losschlagen, nicht preisgeben will ich ja das köstliche Kleinod meiner zärtlichen Verwandtin — um Gotteswillen, nein! Diese Idee wäre um so frevelhafter, als Tante Lottchen mich ob einer solchen Mißachtung ihrer Geschenke unfehlbar enterben würde; — nur zum „Rückverkäufer" will ich den Ring tragen, einen Scheinverkauf eingehen, und nach vier Monaten mein Eigenthum gegen Entrichtung des Kaufpreises und der entsprechenden Zinsen zurückverlangen. — Zum Verleiher mag ich nicht gehen, da dieser Spitzbube auf das beste Pfand nur eine Kleinigkeit, und zwar zu den haarsträubendsten Bedingungen zu geben pflegt. — Der „Rückverkäufer" dagegen zahlt mir doch wenigstens ein Drittel des Werthes, und verlangt nur zehn Prozent . . . Freilich . . . wenn ich nach Ablauf der bestimmten Frist die erforderliche Summe nicht in

Händen habe, so kann ich bei dem Verleiher den Vertrag prolongiren, während der „Rückverkäufer" mein Kleinod ein für alle Mal einstreicht . . . Das kömmt mir doch einen Augenblick bedenklich vor . . . Aber Unsinn, sage ich zu mir selbst! Was kann sich in vier Monaten nicht Alles ereignen . . . Ich kann im Whist gewinnen . . . ich kann irgend eine unerwartete Erbschaft antreten . . . Das große Loos kommt doch auch noch anderswo als in mangelhaft motivirten Komödien vor! . . . und ganz abgesehen von diesen außerordentlichen Ereignissen, darf ich nicht meiner eigenen Kraft vertrau'n! Ich werde arbeiten . . . ich werde . . . Gott, was werde ich nicht Alles! — wenn ich nur jetzt erst einmal glücklich meine tausend Francs habe . . .!

Gedacht, gethan. — Ich verkaufe meinen Ring unter dem Vorbehalte des Rückkaufs. — Der Wucherer grinst, wie er mir die gewünschte Summe auf den Tisch zählt. Ich glaube, der Kerl moquirt sich über mich! Er meint vielleicht einen guten Fang gethan zu haben! Quod non! Ich werde ihm zeigen, daß er sich grimmig verrechnet!

Schade, Jammerschade, — aber der Mann verrechnet sich eben nicht! Ich gewinne weder im Whist, noch erbe ich einen Sous, und was das große Loos betrifft, so genügt die Bemerkung, daß ich mich überhaupt an keiner Lotterie betheilige. Auch mit dem Arbeiten und allen anderen guten Vorsätzen ist's nicht weit her; die Unruhe läßt mich kaum zu Athem kommen; Tante Lottchen schwebt als nächtliches Gespenst ob meinem Lager, und zerschlagen wache ich auf. Tag um Tag, Woche um Woche zerrinnt, und meine Lage hat sich eher verschlechtert als verbessert. Der verhängnißvolle Moment naht heran: ich habe gerade so viel in der Tasche, um meine täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, — aber auch keinen Sous mehr . . . Mit gerungenen Händen eile ich zu

meinem Blutsauger und bitte um Aufschub . . . Umsonst . . . Der kostbare Ring ist verschleudert, und ich darf noch von Glück sagen, wenn der Wucherer mir gestattet, nach dem Muster des echten einen falschen verfertigen zu lassen, mit dem ich bei meinem nächsten Besuch in Fontenoy-les-Dies der guten Tante Lottchen Sand in die Augen streuen kann.

In der vorgeschilderten Weise geht es, wie gesagt, unter hundert Fällen neunundneunzig Mal. Uhren und Landhäuser, Zweigespanne und Tabaksdosen werden so für eine Bagatelle der Raub eines Spekulanten. — Diese Sorte von Wucherern sendet sogar Reisende in die Provinzen aus, um die harmlosen Landbewohner, die Kleinbürger und Bauern zu prellen. — Vorzüglich nach einer Mißernte machen besagte Commis-Voyageurs glänzende Geschäfte.

Wir könnten unseren vier, im Vorstehenden skizzirten Arten der Pariser Wucherer noch leicht vier, fünf andere nicht minder bemerkenswerthe hinzufügen. — Der Leser wird indeß aus den gelieferten Darstellungen einen Begriff gewonnen haben von der bodenlosen Corruption, die sich in der französischen Weltstadt auch in diesem Punkte breit macht — und somit mag es für heute mit den beschriebenen Exemplaren sein Bewenden haben!

Pariser Reclame.

Es gehört bekanntlich zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten einer Weltstadt, daß innerhalb ihres Weichbildes das Angebot fast durchgängig stärker ist als die Nachfrage. Alles, was arbeitet, schafft, producirt, strömt hier zusammen. Ueber Nacht wachsen die Concurrenten wie Pilze aus dem Boden. Der Großstädter kennt nicht jene Pietät, welche den patriarchalischen Bewohner der kleinen Landstädtchen an seine einmal gewählten Lieferanten fesselt. Wenn dem Pariser heute das Brod Kunzens nicht mehr schmeckt, so geht er morgen zu Hans. Er hat eine besondere Leidenschaft, zu „probiren." Er liebt die Abwechslung. — Nirgends also in der Welt liegt die Versuchung näher, mit den alten, erprobten Firmen zu rivalisiren und sich selbstständig zu etabliren und nirgends hat der Neuling, der etwas Tüchtiges leistet, mehr Aussichten auf Erfolg als in Paris!

Eine Vorbedingung muß jedoch jeder Geschäftsmann erfüllen, und böte er das Unglaubliche an Billigkeit und Gediegenheit!

Der bloße innere Werth seiner Waare reicht nicht aus, um ihren raschen und ergiebigen Verschleiß zu bewirken. Vor allen Dingen muß das Publikum überhaupt erst einmal erfahren, daß man in der Rivolistraße bei Jean Boll für $2^1/_2$ Franken ein delicates Frühstück findet, oder daß die Fabrik von Heinsius und Co. ihre Nachtjacken um 25 Procent billiger liefert, als alle Concurrenten vom Thronplatz bis

zum Triumphbogen! Mit einem Wort: das erste Gebot der Pariser Industrie heißt: Mache Reclame! — und das ist leichter gesagt als gethan.

Freilich, in einem Städtchen wie Merseburg oder Jülich würden schon die riesigen rothen und blauen Placate, mit welchen hier jeder Bretteranschlag, jeder Thürpfosten, jede Brückenbrüstung beklebt wird, vollständig ausreichen, um einen Volksauflauf zu veranlassen. Aber der Pariser ist in dieser Beziehung grenzenlos blasirt. Im Bewußtsein, daß er bei jedem Schritte hundertfältige Gelegenheit findet, seine materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, ohne sich nach den zahlreichen Offerten umzusehen, wandelt er ruhig seines Weges und würdigt die marktschreierischen Anpreisungen kaum eines Blickes. Die Schaar von Neugierigen, welche sich um die Anschlagezettel drängt, besteht zu vier Fünfteln aus Fremden, oder aus herumlungernden Müßiggängern, Bettlern und Taschendieben, an deren Kundschaft dem Kaufmann wenig gelegen sein kann.

Die Industrie erkannte bald, daß dieser Modus von nur sehr getheilter Wirkung sei. — Da nun ferner die Annoncen auf der vierten Seite der großen Journale ein kolossales Geld kosten und nur dann von Erfolg begleitet sind, wenn sie in monströser Form auftreten, so kam man auf die Idee, kleine Papierstreifen mit allerlei empfehlenden Redensarten bedrucken zu lassen, und sie den Vorübergehenden in die Hand zu schieben. Diese Methode erwies sich, so lange sie neu war, als außerordentlich praktisch. — Man war überrascht, man las, man steckte den Zettel ein, kurz, die Sache rentirte sich. Als die Nachahmungen sich jedoch häuften, als man keine drei Schritte mehr über die Boulevards machen konnte, ohne von einem halben Dutzend Agenten überfallen zu werden, so daß man nicht Hände genug hatte,

um die angebotenen Zettel abzunehmen, da trat plötzlich eine energische Reaction ein. Man ging einfach seines Weges, ließ die Zettelvertheiler ihre Papiere hinhalten, so viel sie wollten und ignorirte sie vollständig. Heutzutage fällt es keinem Pariser ein, nach einem derartigen Blatt einen Finger auszustrecken, und es sind wiederum nur die Fremden, die, wie der Berliner sagt, „reinfallen."

Allein die Speculation gab die Schlacht nicht verloren. „Wir werden Euch schon zwingen", dachten die Industriellen, gingen an's Werk und fabricirten Hunderttausende von kleinen Kalendern, auf deren Rückseite die betreffende Reclame in Perlschrift abgedruckt war.

„Sieh da", sagte jetzt das Publikum, „einen Kalender kann man immer brauchen, zumal wenn er gratis offerirt wird!" Man biß also auf den Zopf an und die Häuser, welche auf diese Weise populär wurden, rieben sich vergnügt die Hände. Die Freude dauerte jedoch auch diesmal nicht lange. War ein Kalender willkommen — für fünfundzwanzig fühlte man keine Sympathie. „Una nux prodest", sagt das lateinische Sprüchwort, „altera nocet, tertia mors est." Kurz und gut, nach wenigen Monaten war auch der dritte Versuch als überlebt zu betrachten.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß nur das Neue im Stande ist, beim Pariser Publikum seinen Weg zu machen. Die Reclame hat diese Wahrheit so wohl begriffen, daß man sagen kann, sie betreibt seitdem eine systematische Jagd nach dem Originellen, Pikanten, noch nicht Dagewesenen.

Ein wichtiger Punkt im Geschäftsleben, gewissermaßen das Fundament des Erfolges, ist der Name, den man seinem Hause zulegt; er prangt in großen Lettern auf dem Aushängeschild und in den Annoncen, und kann schon an und für sich, wenn er glücklich gewählt ist, Wunder thun. Bekanntlich begnügt

sich die Pariser Industrie nicht mit Bezeichnungen wie „Weißwaarengeschäft von August Meier", sondern sie verlangt eine hochklingende Beigabe, wie wir sie in Deutschland bei Gasthöfen und Apotheken gewöhnt sind; also beispielsweise: „Zum goldenen Engel" oder: „Zum wahnsinnigen Häring." — In diesem Genre leistet die heutige Pariser Industrie sehr Anerkennenswerthes. Früher kannte man nur jene stereotypen Titel, in denen der Schwan, der Adler, der Löwe und andere bekannte Geschöpfe eine hervorragende Rolle spielten. In neuerer Zeit hat man sein Progamm bedeutend erweitert. Wer kennt nicht die Magazine „Zum heiligen Ludwig", „Zum großen Condé", „Zum Louvre", „Zur Belagerung von Corinth", „Zum Pygmalion", oder die „Verlobte", den „armen Jakob", den „guten Teufel", den „Struwwelpeter"? Besonders zeichnen sich die Trauermagazine durch gewählte Titulaturen aus. Der „Sarkophag", die „Treue Erinnerung", die „Immortelle", der „Gedanke an's Jenseits" u. s. w. sind allbekannte Firmen. Wer möchte nun z. B. leugnen, daß eine junge Wittwe, NB. wenn sie ihren Seligen wirklich geliebt hat, ihre Bestellungen lieber in der „Treuen Erinnerung", als bei Schnaps und Co. machen wird?

Nicht zufrieden auf diese Weise anzuziehen, fügen einzelne Häuser ihren volltönenden Namen noch irgend ein Bonmot, einen Witz, einen Calembourg bei. So versichern die großen Wandgemälde, vermöge denen der „Gute Teufel" zu reussiren sucht, alles Ernstes, in seinen Magazinen koste ein vollständiger Anzug — Nichts. — Dem Theater der Porte Saint-Martin gegenüber liegt ein Flanell-Magazin, das sich folgendermaßen ankündigt: „Maison de Flanelle de Santé, contre le théatre de la Porte Saint Martin et les rhumatismes." — Ein Restaurant zeigt an, daß er

jedem Gaste, dem das Essen nicht bekomme, das Geld zurückgeben werde und dgl. m. Auch die Poesie muß herhalten, und namentlich in den Vorstädten gehören anmuthige Quatrains im Dienste der Industrie nicht zu den Seltenheiten.

Seitdem in Folge der zahlreichen Neubauten die freistehenden Brandmauern nach Tausenden zählen, hat das Wandgemälde, resp. die Annonce in Oelfarbe, eine hervorragende Bedeutung gewonnen. Bis zur Höhe von dreißig Metern findet man die grauenerregende Gestalt des mehrfach citirten „Guten Teufels", wie er aus einem riesigen Füllhorn Röcke, Westen und Beinkleider über die Erde schüttet; oder den struppigen Kopf des „Herissé", von einer reichen Auswahl blauer, grüner und scharlachrother Hüte umgeben. Meistens wird indeß die Wand in regelmäßige Felder getheilt, ganz so wie der Inseratentheil einer Zeitung, und alsdann carréweise verpachtet. Für eine Wandannonce von mäßiger Größe zahlt man jährlich bis zu 1000 Francs. Diese Methode gehört unstreitig zu den sichersten und lohnendsten. Unwillkürlich haftet der Blick des Vorübergehenden auf den riesigen bunten Buchstaben und wenn er die Adresse des annoncirenden Hauses auch zwanzigmal vergißt: das einundzwanzigstemal behält er sie doch!

Ein erst zu Anfang des Jahres 1870 in Schwung gekommenes Genre der Wandreclame ist das Nebelbild. Der Ruhm dieser Idee gebührt einem speculativen Kaufmann auf dem Boulevard Montmartre. Er ließ allabendlich einen Cyclus von Landschaften und grotesken Figuren in Scene gehen, zwischen denen die Annonce geschickt angebracht war. Das Publikum sammelte sich massenweise vor den unterhaltenden Schaufenstern, und las nolens volens die Anpreisungen der Schuster, Schneider und Handschuhmacher. Es dauerte keine vierzehn Tage, so zählte man allein auf den Boulevards du

Centre ein Dutzend solcher Lichtspiele und der Reiz begann rapid zu schwinden. Es galt also auch hier durch originelle Ueberraschungen zu fesseln und alsbald suchten sich die Nebelbilder in diesem Punkte zu überbieten. Kam heute der A. auf den Gedanken, die Rivolistraße mit beweglichen Wagen und Fußgängern darzustellen, so brachte morgen B. den deputirten Rochefort, „wie er sich selbst verschlingt“ — und C. schlug übermorgen mit einem naturgetreuen Brande des Hippodroms alle Zwei aus dem Felde. Demungeachtet schmolzen die Schaaren der Zuschauer immer mehr zusammen und nach einem Vierteljahre fiel es keinem Pariser mehr ein, sich nach diesen Banalitäten umzusehen.

Die Reclamen auf den Theatervorhängen sind älteren Ursprungs. Größere Bühnen halten es für ungentil, sich zu solchen Speculationen herzugeben; um so üppiger blühen sie in den Musetempeln dritten und vierten Ranges. Die Vorhangsannonce bietet eine nicht zu verachtende Einnahmequelle. Das Châtelet verdient 20 bis 30,000 Francs damit. Nach Ablauf eines Jahres werden die Carrés von Neuem vermiethet.

Die Annoncen in der Presse werden, wie bereits angedeutet, nur sehr bedingungsweise für wirksam erachtet. Der Pariser liest die Inserate nicht zum Zeitvertreib wie der Deutsche, sondern höchstens, wenn er einen bestimmten Zweck dabei verfolgt. Die meisten Blätter besitzen daher die Einrichtung der sogenannten „Faits divers“, eine Rubrik, unter welcher gegen verdreifachte Gebühren jede beliebige Marktschreierei zum Abdruck gelangt, und zwar so, daß der Unerfahrene glauben soll, der fragliche Artikel rühre von der Redaction des Journals her, und biete also gewisse Garantien. Schwerlich existirt heutzutage in Paris eine Seele, die naiv genug wäre, sich durch diese „Faits divers“ Sand

in die Augen streuen zu lassen; allein die Gewohnheit ist allmächtig. Weiß doch z. B. auch Jedermann, daß die Beifallsbezeugungen der Claque erkauft sind — und demungeachtet fehlt den Autoren und Schauspielern die sittliche Energie, auf diesen Unfug zu verzichten. Eine Nebenart der „Faits divers“ ist die gleichfalls anscheinend aus dem Schooße der Redaction hervorgehende Illustration mit witzigem Text. Die „Vie Parisienne“ brachte zuerst diese Methode in Aufnahme. Einige Beispiele werden sie am besten erläutern. Wir finden in der „Vie Parisienne“ eine treffliche Skizze, einen jungen Mann darstellend, der vor dem Spiegel seinen Hemdkragen arrangirt. Der Text schiebt ihm nun folgenden Monolog unter: „Es ist wahr, Gaston besitzt Geist und distinguirte Manieren; er weiß zu reden; er tanzt gut ... aber Eins habe ich vor ihm voraus: die Hemdkragen aus den Magazinen „Zur blendenden Wäsche“. — Oder: Zwei junge Leute befinden sich in einer Soirée und sehen dem Tanze zu. „François“, sagt der Eine zum Andern, sieh' doch, wie der Schwerenöther Jérôme den jungen Damen die Köpfe verdreht!“ — „Und doch“, erwiederte François, „verdankt er sein exorbitantes chic nur seinem neuen Anzuge aus den Magazinen des „Tadellosen Frackes.“

Einige Firmen haben dieses Genre auf eigene Faust ausgebeutet und eine Art Bilderbogen unter das Publikum vertheilt, auf denen eine Reihe Anecdoten des oben signalisirten Geschmacks figurirt. Man wird gestehen, daß der Gedanke vom industriellen Standpunkte aus genial zu nennen ist.

Eine Erweiterung dieser Methode führt zu der Reclamen-Novelle, an welcher sich meistens mehrere Häuser zugleich betheiligen. Dieselbe schildert, wie Arthur in einem geschmackvollen Sommeranzuge aus dem Geschäfte H. Cremieux, Rue Noire Nr. 99 zu Amelien in's Zimmer tritt,

die sanft auf einem Divan aus der Fabrik der Gebrüder Barbaroux, Rue Fauve Nr. 88 schlummert. Er beugt sich über sie und erblickt an ihrem Finger einen Ring aus dem Juwelenladen der Herren Weinheimer im Palais-Royal und ruft entsetzt: „Ha, Treulose! wer gab dir dieses unvergleichlich funkelnde Kleinod?" 2c. — Die höchste Stufe erreichte die Reclame indeß unstreitig in der wandelnden Annonce: im Reclame-Wagen, im Reclame-Velociped, im fahrenden Magazin und in dem placatbeklebten Menschen!

Der Carneval gab zu diesen Erfindungen den ersten Anstoß. — Am Fastnachtstage durchzogen abenteuerlich ausgeschmückte Fuhrwerke die Stadt: auf ihren Seiten trugen sie riesige Annoncen. Später erklärte man diese Wagen für permanent und gegenwärtig ist Paris von solchen vierräderigen Reclamen überschwemmt. Das Velociped ist neuerdings gleichfalls in den Dienst der Industrie gezogen worden: vor dem Justizpalaste tummelt sich tagaus tagein das schönste Specimen dieser neuen Errungenschaft. Die fahrenden Magazine beschränken sich nicht auf die bloße Anpreisung; sie geben gleich Proben und Beweise. In großen Glaskasten führen sie zahlreiche Exemplare des betreffenden Productes mit sich herum; ja, sie vermerken den Preis jedes einzelnen Stückes in lesbaren Ziffern und lassen sich auf offener Straße in Verkäufe ein. Der placatbeklebte Mensch endlich, die Krone des ganzen Gebäudes, gehört in Paris noch zu den Seltenheiten. Seine eigentliche Heimath ist England. Allein auch in der französischen Hauptstadt hat er eine Zukunft! Schon läßt der Jockey-Club bei jedem bevorstehenden Rennen ein Dutzend rothgekleideter Bürschchen herumlaufen, deren Rücken und Brust zum Aushängeschild dient, oder er setzt sie gar auf Ponies und benutzt auch die Hintertheile dieser Vierfüßler zu Ankündigungen.

Wenn wir bedenken, daß die erste Zeitungsannonce aus dem Jahre 1826 datirt, um welche Zeit ein speculativer Apotheker am Maubert-Platze, Namens Lepère, die vierte Seite der Journale zu Lobeshymnen auf seine Heilmittel gegen Hautkrankheiten in Anspruch nahm, so müssen wir gestehen: Unser Jahrhundert reitet schnell! Was wird das zwanzigste bringen?

Zum Schlusse noch ein hübsches Beispiel von einer Reclame poetischer Art, das ich in Berlin erlebte. Es war im Woltersdorftheater. Die dicke Agnes Rathey fuhr mit vieler Grazie eine Kanone vor und schoß sie zum Entsetzen der anwesenden Damen im Publikum ab. Ein Meer von blauen Zetteln ergoß sich über das Parterre und auf diesen Zetteln stand zu lesen, wie folgt:

„Und er steigt hinab in den furchtbaren Zwinger,
Und nimmt den Handschuh mit keckem Finger,
Und spricht: sein Leder ist so fein,
Der kann doch nur von N. N. sein."

Und nun kam die Adresse, die wir an dieser Stelle nicht reproduciren, um nicht der heiligen Marktschreierei ins Handwerk zu pfuschen. Aber war die Geschichte nicht nett? Enfoncés, Messieurs les Parisiens!

Die heilige Cäcilia.

Es war an einem sonnigen Herbstnachmittage. Wir kamen von einer Fahrt aus dem Boulogner Gehölze zurück, das damals noch keine Ahnung davon hatte, wie schwer es einst für die Sünden seiner lieben Pariser büßen sollte. Das Gespräch verfiel, nach mancherlei labyrinthischen Plaudereien über Ernstes und Heiteres, auf die zahlreichen Industrieritter, die in Paris alle Gesellschaftsklassen unsicher machen. Die Journale hatten des Tags zuvor einen recht eklatanten Fall mitgetheilt. Seit einiger Zeit — so hieß es in den betreffenden Berichten — vegetirt auf der Plattform des Triumphbogens ein Individuum, vor dessen Schwindeleien wir die Fremden, welche dieses hochberühmte Monument zu ersteigen gedenken, auf's Dringendste warnen möchten. Der Mensch, von dem wir reden, ist etwa dreißig Jahre alt und an einer Narbe auf der linken Wange kenntlich. Dem Wächter des Triumphbogens gegenüber gerirt er sich als Künstler; er giebt vor, Paris aus der Vogelperspektive zeichnen zu wollen. Betritt dagegen ein Schaulustiger die Plattform, so wartet er den geeigneten Moment ab, eilt an die Brüstung, hängt ein Bein über das Geländer, als beabsichtige er sich in die Tiefe zu stürzen, und ruft in verzweiflungsvollem Tone: „O, meine Mutter! Meine arme, arme Mutter!" Man springt natürlich herzu, um den Unglücklichen von der Ausführung seines Vorsatzes abzuhalten. Man fragt ihn, was

ihn bewogen habe, einen so gotteslästerlichen Entschluß zu fassen. Der Schwindler weint dann mit einer so täuschenden Naturwahrheit und bindet dem mitleidigen Fremdling ein so rührendes Märchen auf, daß die Komödie fast regelmäßig mit der Ueberreichung des Hundertsousstücks endigt, das der Spitzbube zu seiner Rettung für unumgänglich erklärt. Wir ersuchen das Publikum, derartige Betrügereien durch eine falsche Gutmüthigkeit nicht fürder zu unterstützen. Einer unserer Freunde, der in solchen Angelegenheiten die den meisten Menschen eigene Naivetät in Folge langjähriger Erfahrungen verloren hat, ertheilt dem geneigten Leser den väterlichen Rath, vorkommenden Falls den Weheruf: „O meine Mutter!" mit der Frage: „Und Ihre Fräulein Schwester?" zu beantworten. Er garantirt, daß der vermeintliche Selbstmörder sofort nach dieser verbindlichen Erkundigung das Bein von der Brüstung zurückziehen und jeden weiteren Versuch der Erpressung unterlassen wird.

So lautete ungefähr eine Mittheilung des „Temps", die um so mehr Aufsehen erregte, als die Politik seit einigen Wochen nicht den geringsten Stoff zu anmuthigen Discussionen bot. Mein Begleiter fand die Geschichte köstlich. Ich bestritt nicht, daß sie zum Mindesten originell sei. Ein Wort gab das andere . . . Wir geriethen, wie bereits angedeutet, auf das unerschöpfliche Thema der Industrieritterschaft.

„Die Zahl der Mitglieder dieses modernen Ordens ist Legion", sagte mein Freund mit einem bittern Lächeln. „Wahrhaftig, wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt hat, dann fängt man an, sich zu fragen, ob nicht der ganze Bau der menschlichen Gesellschaft aus diesem verwerflichen, trügerischen Lehm aufgethürmt ist! . . . Sie machen die Bekanntschaft eines eben so liebenswürdigen, als intelligenten jungen Mannes. Sie glauben eine Perle gefunden zu haben. Der Jüngling

theilt ganz Ihre Ansichten über Montesquieu und Blaise Pascal. Er entwickelt die überraschendsten Geschichtskenntnisse. Seine politischen und ethischen Grundsätze harmoniren mit den Ihrigen. Bei verschiedenen Gelegenheiten giebt er Beweise von einem Adel der Gesinnung, der Ihrem Herzen wohlthut wie himmlisches Manna. Sie bieten ihm ihre Freundschaft an: der Bund ist besiegelt. Da, eines schönen Tages, bedarf der neue Freund Ihres Beistandes. Ein gebieterischer Wechsel zwingt ihn, für ein paar Augenblicke Ihre Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen. Sie gehen in die Schlinge, und nach kurzer Frist gewahren Sie, daß Sie einem Industrieritter von Profession zum Opfer gefallen sind. Der neue Freund ist und bleibt verschwunden, um in einem andern Quatiere der Riesenstadt seine Kunst bei Andern zu versuchen . . . Passirt dergleichen nicht täglich? Uebertreibe ich?"

„Pah, das ist einer der banalsten Fälle", erwiederte ich lachend. „Wer von uns könnte sich rühmen, nie eine solche Lection erhalten zu haben? Und doch geht man immer wieder auf den Leim . . ."

„Weil die Hallunken unserer Eitelkeit zu schmeicheln wissen, ohne daß wir es merken! Ein berühmter Philosoph hat es gesagt: Wir lieben in unsern Freunden nur uns selbst!"

„Das klingt hart . . ."

„Aber diese These ist wahr, trotz ihrer paradoxen Fassung. Wenn es uns nicht gar so sehr kitzelte, von einer Seele „verstanden" zu werden, wie wir es nennen, wenn uns die Befriedigung, die wir bei dieser Erkenntniß empfinden, nicht verblendete, so würden wir unter zehn Fällen neunmal das heuchlerische Spiel durchschauen und dem Komödianten die Larve abreißen. So aber glauben wir leicht, weil wir gern glauben."

„Aber Sie predigen den Pessimismus auf der Polhöhe! Ein Leben voll von Mißtrauen und Argwohn ist kein Leben mehr!“

„Ich predige nur Vorsicht und Unbefangenheit. Verlassen Sie sich darauf, zwei Drittel aller Industrieritter speculiren auf unsere Schwäche für das eigene Ich. Ist man schließlich nach dieser Methode geprellt und betrogen, so macht man noch obendrein eine lächerliche Figur! Giebt es eine abgeschmacktere Rolle, als die des Raben in der Fabel? Wenn List und Gewalt Sie zu Schaden bringen, so wird nur die Schadenfreude Ihren Verlust amüsant finden. Haben Sie aber aus kleinlicher Eitelkeit dem schlauen Fuchs die Pfade geebnet, so hat Jedermann das Recht, mit Fingern auf Sie zu deuten.“

Ich wußte Nichts zu erwiedern.

„Kennen Sie die Geschichte von der heiligen Cäcilia?“ ragte er nach einer Weile.

„Wie verstehe ich das? Meinen Sie die Biographie der Heiligen?“

„Bewahre! Ich sehe, ich muß Ihnen den Casus erzählen. Er datirt, wie ich glaube, aus einer Zeit, da Sie noch jenseit des Rheins wohnten und sich wahrscheinlich nur sehr wenig um die Schwindeleien der Seinekönigin bekümmerten. Sie haben nie den Namen Godet gehört?“

Ich verneinte.

„Eh bien, Godet war ein Industrieritter von der Palette. Ich weiß übrigens nicht, ob er inzwischen gestorben ist. Vermuthlich treibt er sein Unwesen unter falschem Namen in irgend einer biederen Provinzialstadt weiter . . .“

„Ein Maler, sagen Sie?“

„Ein Maler, der dem allgemeinen Urtheil der Sachverständigen zufolge ein nicht unbedeutendes Talent besaß. Er

mißbrauchte jedoch seine Kunst zu den erbärmlichsten Kniffen und Ränken."

„Lassen Sie hören!"

„Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen werde, hat sich nicht einmal, sondern zwanzigmal ereignet, natürlich jedesmal auf einem andern Terrain. Als Godet sich in sämmtlichen Vierteln der Metropole unmöglich gemacht hatte, verschwand er plötzlich auf Nimmerwiederkehr. Man sagte, er habe sich in den zwei Jahren seines Pariser Aufenthaltes mehr als vierzigtausend Franken erschwindelt."

„Sie reizen meine Neugierde. Aber wollen wir nicht aussteigen und uns hier im Grünen ein behagliches Plätzchen suchen? In den Laubgängen der elysäischen Felder lauscht und erzählt es sich besser, als in der rasselnden Kalesche."

. . . Wir verabschiedeten unseren Wagen, und schlugen uns, meinem Antrage gemäß, seitwärts in die Büsche. Fernab rauschte und rollte das bunte Chaos der „Grande Avenue" vom Triumphbogen zum Obelisken und vom Obelisken zum Triumphbogen . . . Von der Seine her tönte das Keuchen und Schaufeln der Dampfboote . . . Die Luft war krystallklar und regungslos, und im Angesichte des riesigen Industriepalastes, dessen unzählige Scheiben im Golde der sinkenden Sonne funkelten, begann mein Begleiter folgendermaßen:

„Monsieur P . . . — Sie verzeihen, wenn ich seinen vollen Namen verschweige — Monsieur P . . . ist ein eben so tüchtiger als angesehener Arzt, und überdies einer der liebenswürdigsten, freundlichsten und wohlwollendsten Menschen, die ich kenne. Seit Jahren verkehre ich auf das Ungezwungenste in seinem gastfreien Hause, und ich gestehe Ihnen, daß ich mich kaum in einer zweiten Familie dieser familienreichen Weltstadt wohler fühle als in der seinigen. Madame P . . . ist in Beziehung auf angenehme Umgangsformen und

gesellschaftliche Vorzüge das vollkommene Ebenbild ihres Mannes. Sie sowohl als ihr Gatte zeichnen sich durch ein reges Interesse für alles Wissenswürdige, Schöne und Bedeutende vortheilhaft vor der großen Masse des Pariser Salonpublikums aus; er besitzt gründliche literarische und musikalische Kenntnisse; sie singt, malt, und beschäftigt sich eifrig mit fremden Sprachen, eine Tugend, deren Werth Sie bei einer Französin gewiß nicht unterschätzen werden. — Nur an einer seltsamen Schwäche leiden beide Ehegatten gemeinsam: sie möchten ihren Salon zu dem geistigen Brennpunkte der modernen Civilisation stempeln und Alles, was das Jahrhundert an genialen Männern hervorgebracht hat, um die Rampe ihres Kamins versammeln. Da die genialen Männer sich nun nicht so dutzendweise einfinden, so suchen sich die guten P . . .s für diesen Ausfall dadurch zu entschädigen, daß sie die Verdienste jedes Menschen, der ihre Schwelle überschreitet, in's Ueberschwängliche aufblähen und sich auf diese Weise einen Kreis hervorragender Männer künstlich fabriciren. In Folge dieser systematischen Selbsttäuschung wird jeder auch noch so untergeordnete Journalist, der den Salon Herrn P . . .s betritt, zum „bedeutenden Schriftsteller“, jeder Musiklehrer zum „talentvollen Komponisten“, jeder kleine Bankier zum „Börsenkönig.“ Die Leute lassen sich dieses Avancement gefallen und so liegen die Dinge denn so, daß der Fremdling, der zum ersten Male einen P . . .'schen Empfangsabend besucht und die Bekanntschaft all dieser selbstgeschaffenen Notabilitäten macht, zur Ueberzeugung kommen muß, er habe hier thatsächlich in das Centrum des neunzehnten Jahrhunderts geschossen. So stellte Monsieur P. mich mehrmals als den „bekannten Architekten L . . .“, oder als „unsern L . . .“ vor, und fügte die Bemerkung hinzu: „Sie haben gewiß schon von Monsieur L . . . gehört!“

Nun, ich leide wahrhaftig nicht an falscher Bescheidenheit! ich bilde mir sogar ein, mein Fach recht tüchtig zu verstehen: aber mich als „den bekannten Architekten L . . .“ einzuführen, das ist denn doch, unter uns gesagt, mindestens lächerlich! Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, und noch weit weniger bekannt als jetzt, wo ich doch wenigstens ein paar Bauten zu Wege gebracht habe!

„Unter den jungen Leuten, die das P . . .’sche Haus frequentirten, erfreute sich ein gewisser Frébault des ganz besonderen Wohlwollens der Familie. Er erlaubte sich eines schönen Abends einen Herrn mitzubringen, dessen Bekanntschaft er vor beiläufig vierzehn Tagen im Kaffeehaus gemacht hatte. Der fremde Herr hieß Godet und war seines Zeichens Maler. Er mochte sieben- bis achtundzwanzig Jahre alt sein. Frébault versicherte, sein neuer Freund sei ein bedeutender Künstler und überdies ein charmanter Gesellschafter. Was den ersten Punkt betraf, so mußten wir Frébault’s Behauptungen auf Treu und Glauben hinnehmen: gehört hatten wir von Monsieur Godet’s künstlerischen Leistungen noch nicht das Mindeste. Seine geselligen Vorzüge waren indeß nicht wohl zu bezweifeln. Er hatte für Jedermann eine Verbindlichkeit, einen höflichen Gruß, eine feine Schmeichelei, ohne daß man ihn der Uebertreibung bezichtigen konnte. Vorzüglich die Damen fanden ihn entzückend, und ehe vier Wochen vergingen, zählte der Novize als der „treffliche Künstler Godet“ zu den regelmäßigen Besuchern der P . . .’schen Empfangsabende.

„Um diese Zeit kam die Familie des Kaufmanns Crélieux nach Paris. Monsieur Crélieux, ein naher Verwandter der Madame P . . ., hatte seit Jahren in Hâvre ein lucratives Commissionsgeschäft betrieben und sich nun zur Ruhe gesetzt. Er gedachte seine Renten (die sich allerdings nur auf etwa

zwölftausend Francs beliefen) wie andere reiche Leute in der Stadt des Luxus und der unerschöpflichen Vergnügungen zu verzehren, und seine Frau, Madame Henriette, sowie namentlich seine Tochter Ninie, theilten seine Ansicht von der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens vollkommen. Die Familie Crélieux miethete also im Marais-Viertel eine anständige Wohnung, möblirte dieselbe nach dem neuesten Geschmack und ging an's Werk, ihr Leben zu genießen.

„Für einen Mann, der an ein regelmäßiges Arbeiten gewöhnt war, mochte diese Aufgabe nicht allzuleicht sein. Mutter und Tochter schickten sich indeß um so besser in die neuen Verhältnisse, und Papa Crélieux mußte mit-„genießen", gleichviel ob es ihm mundete oder nicht. So viel schien jedoch festzustehen: Monsieur Crélieux war, trotz aller Langeweile, die ihn jezuweilen marterte, im höchsten Grade stolz auf das distinguirte Auftreten seiner Damen, und wenn er Stamm und Sproß so in nagelneuer Toilette über die Teppiche paradiren sah, so schlug sein Herz höher und sein Blick flammte freudiger.

„Es war an einem kalten Januarabend. Der P...'sche Salon wimmelte von „bedeutenden Leuten". Ich kam etwas später als gewöhnlich. Schon im Vorzimmer hörte man die Triller einer Bravour-Arie. Es war Fräulein Ninie, die auf allgemeinstes Verlangen „Gnade, Gnade für Dich selber" vortrug. Vater Crélieux stand in seliger Versunkenheit an einem Nipptischchen und wagte kaum zu athmen. Als die Arie beendet war und ein lebhafter Beifall losbrach, glaubte ich in Crélieux's linkem Augenwinkel eine Thräne zu bemerken. Der gute Mann schwamm jedenfalls in einem Meer von Entzücken.

„Unfern von Monsieur Crélieux saß Godet oder Herr v. Godet, wir er genannt wurde, seitdem Frébault uns

verrathen hatte, daß sein Freund einer altadeligen Familie der Bretagne entstamme.

„Es entging mir nicht, daß Godet den begeisterten Vater mit einem jener Blicke musterte, die uns keinen Zweifel darüber lassen, was in der Seele des Beobachters vorgeht . . . Dieser Blick athmete eine höhnische Ueberlegenheit, eine geistreiche Verachtung und eine Befriedigung, deren Ursache ich mir damals nicht zu erklären vermochte.

„Ninie erhob sich. Sie war ein leidlich hübsches, aber in keiner Hinsicht bedeutendes Mädchen. Gleichwohl sah ich jetzt, daß Frébault ihr mit einer Gefühlstrunkenheit in das Antlitz starrte, die nicht mißzudeuten war. So gab mir ein einziger Moment zwei unerwartete Enthüllungen : die eine hieß : Godet ist ein Intriguant; die andere : Frébault ist in Fräulein Ninie Crélieux verliebt.

„Jetzt trat Godet mit einer sehr veränderten Miene zu Ninie's Vater heran.

„‚Gestatten Sie‘, so sagte er mit einer Stimme, deren leises Tremolo wie tiefe Gemüthsbewegung klingen sollte — ‚gestatten Sie einem enthusiastischen Künstler, vor der wunderbaren Schönheit Ihrer Fräulein Tochter in ästhetischer Andacht niederzuknieen.‘

„‚Wie?‘ stammelte der Rentier im Tone der höchsten Ueberraschung, aber doch trotz seiner Verlegenheit sichtlich geschmeichelt . . . ‚Wie? Sie wollen . . . ? Sie wollen niederknieen?‘

„‚Ich wünsche der Schönheit meine pflichtschuldige Huldigung darzubringen! Erlauben Sie mir, nach der heiligen Cäcilia, deren Vater Sie sind, eine kleine Studie auszuarbeiten. Sie machen mich zum glücklichsten der Menschen, und beschenken die Welt mit einem Kunstwerk, an dem sich Tausende und aber Tausende beseligen und begeistern werden.

O, wie sie vor dem Flügel saß, und in süßer Aufwallung ihres schönen Gemüthes den himmlischen Melodieen lauschte, die ihrer silberklaren Kehle entsprudelten! So lauschte die Heilige den Klängen der Sphärenmusik! Lassen Sie mich Ihre Cäcilia copiren, nur copiren, und Rafael's Gemälde in dem Museum von Bologna wird ein überwundener Standpunkt sein!‘

„Welcher Sterbliche wäre nicht stolz darauf, eine heilige Cäcilia unter seinen Nachkommen zu zählen? Monsieur Crélieux warf dem über und über erröthenden Kinde einen halb prüfenden, halb vergötternden Blick zu, und ließ dann die Unterlippe hängen, als dächte er bei sich selbst: Wie dumm, daß ich das nicht früher gemerkt habe! Eine Tochter zu besitzen, die einer Heiligen gleicht, und so gar kein Aufhebens davon zu machen! Nun, wir können das Versäumte ja nachholen!

„In diesem Augenblick näherte sich Monsieur P . . ., der Hausherr. ‚Höre ich recht, mein lieber Godet‘, sagte er im verbindlichsten Tone, ‚Sie wollen unserem Vetter die Ehre erweisen und sein Töchterchen . . .? Parbleu, lieber Crélieux! Sie können sich Glück wünschen, einen so bedeutenden Künstler verpflichten zu dürfen . . .‘

„‚Noch hat Herr Crélieux mir nicht die Erlaubniß ertheilt‘, versetzte Godet mit Würde.

„‚O, wie so . . .?‘ stammelte der Rentier, der sich nach P . . .'s Reden doppelt angenehm berührt fühlte . . . ‚Meine heilige Cäci . . . meine Ninie wollte ich sagen, würde gerne Ihrem Wunsch entsprechen. Wenn Sie wirklich meinen, das Kind sei von . . . von . . . auffallender Schönheit, so wäre es ja meinerseits eine Sünde, wo . . . wollte ich einem so renommirten Pinsel die Gelegenheit vorenthalten . . . Bitte, Herr v. Godet . . . Geniren Sie sich durchaus nicht . . .‘

„‚Ich danke Ihnen!‘ rief Godet enthusiastisch, indem er die Hand Crélieux's ergriff und stürmisch zerrte und schüttelte. ‚Ich danke Ihnen als Mensch, als Künstler und als Franzose! Ich danke Ihnen im Namen des Schönen!‘

„Der gute Rentier schien von dieser Fülle der Erkenntlichkeit schier überwältigt. Noch niemals hatte ihm Jemand im Namen des Schönen gedankt . . . Es zuckte ihm leise um die Lippen und seine Augen begannen in einem feuchtverklärten Glanze zu schimmern.

„‚Und wann darf ich meine Studie anfangen?‘ fragte Godet, noch immer Crélieux's Rechte umklammernd.

„‚Wann Sie wollen! Nicht wahr, Ninie? Du hast ja den ganzen Tag über Zeit . . .?‘

„‚Gewiß, Papa!‘

„‚Also etwa morgen nach dem Déjeûner?‘

„‚Wann Sie befehlen, Herr v. Godet. — Apropos, wenn Sie uns die Ehre zum Frühstück schenken wollten . . .?‘

„‚Ich acceptire im Namen der Kunst! Ich werde so Gelegenheit finden, mein schönes Modell vor dem Beginne des eigentlichen Gemäldes aus nächster Nähe zu beobachten . . .’

„‚Sie sind zu gütig, Herr v. Godet . . .‘

„‚Himmel! Welche Wendung!‘ rief der Künstler mit einem Male und durchsuchte mit fieberischer Hast seine Westentaschen.

„‚Um Gottes Willen, was ist denn geschehen?‘ fragte der Rentier in besorglichem Tone.

„‚Sind sie unwohl?‘ erkundigte sich auch Monsieur P. . ., der Hausherr.

„‚Einen Bleistift und etwas Papier! Ein Königreich für einen Bleistift!‘ rief Godet in Ekstase.

Man überreichte ihm das Gewünschte.

„‚So! und nun noch einmal diese Wendung des Halses, mein Fräulein! Ich muß sie festhalten, um jeden Preis!‘

„‚Ninie, laß Dich festhalten!‘ sagte Herr Crelieux in überzeugungsdurchdrungenem Tone.

„‚Nicht doch . . . die Wendung!‘ flüsterte der Künstler schwärmerisch . . . ‚Sehen Sie dort nach der Vase, — wie vorhin . . .! So . . . so! Entzückend!‘

„Er kritzelte ein paar Striche auf das Blatt Papier, steckte es zu sich, und erklärte sich für befriedigt. Die Crelieux aber lebten von nun ab dem beglückenden Glauben, das blonde Köpfchen Ninie's werde demnächst im Museum des Luxembourg und später im Louvre zwischen den Madonnen Rafael's, Murillo's und Correggio's paradiren und sich gleich jenen weltberühmten Meisterwerken einer verklärten Unsterblichkeit erfreuen.

„‚Ich werde Ihnen ein Zimmer neben dem meines Gatten einräumen‘, sagte Madame Henriette, als Godet sich verabschiedete, um, wie er versicherte, frische Kräfte für den morgenden Tag zu sammeln. Godet küßte der würdigen Matrone die Hand und verschwand mit jener Grazie und Eleganz, die ihm alle Herzen zu erobern pflegte.

„Der Zwischenfall mit Ninie hatte in der ganzen Gesellschaft eine Stimmung der Genugthuung hervorgerufen, die nur von drei Personen nicht getheilt wurde, nämlich von zwei jungen Mädchen, die es gleichfalls nach malerischer Unvergänglichkeit gelüstete, und von Herrn Frébault, der die glühendsten Qualen der Eifersucht duldete. Hüte Dich, Ninie! Spiele nicht frevelhaft mit diesem treuliebenden Herzen! Frébault war, was man in weiblichen Kreisen eine gute Parthie nennt. Er besaß ein hübsches Vermögen und eine geachtete Stellung in einem der ministeriellen Bureaux mit der Aus-

sicht auf baldiges Avancement. Solche Bewerber sollte man nicht zwecklos und leichtsinnig auf die Folter spannen! . . .

„Des andern Tags fand die erste „Sitzung“ statt. Godet arbeitete fünf oder sechs Stunden lang. Man konnte bereits an den flüchtigen Linien des Entwurfes erkennen, daß das Bild überaus ähnlich werden würde, und zwar ähnlich im realistischen Sinne. Von einer „heiligen Cäcilia“ fand sich zur Zeit noch keine Spur vor. Im Gegentheile. Das Stumpfnäschen, dessen Umrisse deutlich hervortraten, hatte etwas Keckes, Schelmisches, und auf den vollen Lippen schwebte Gesundheit, Frische und Lebenslust, aber keine übersinnliche Begeisterung, kein Feuer der Hallucination . . . . Ich will die Sache kurz machen. Drei Wochen lang dauerten Ninie's Modellsitzungen und Godet's künstlerische Zweck-Dejeuners im Hause des Madonnenvaters. Dann erklärte der Maler sein Werk für nahezu vollendet, und erbat sich nur noch ein paar Tage Zeit zur Erledigung gewisser technischer Einzelheiten. Er nahm zu diesem Behufe das Bild mit nach Hause und versprach die größtmögliche Beschleunigung.

„Ninie stolzirte inzwischen umher, wie eine Herzogin. Dem jungen Frébault gegenüber affektirte sie eine Vornehmheit, eine Kälte, eine Zurückhaltung, die er bisher nicht an ihr gekannt hatte. Nicht als ob sie seine Aufmerksamkeiten ungern gesehen hätte; im Gegentheil, sie war sehr von seinen Absichten erbaut, und rechnete im Stillen fest darauf, demnächst Madame Frébault zu werden. Aber sie glaubte es ihrer Würde als heilige Cäcilia schuldig zu sein, den Kampf um ihren Besitz nicht zu leicht erscheinen zu lassen. Sie war spröde aus Prinzip, aus politischer Berechnung!

„Nach Verlauf von weiteren vierzehn Tagen erhielt Monsieur Crelieux ein großes Paket. Es war das Porträt seiner Tochter. Daneben lag eine Rechnung :

„Herrn Crelieux, Rue du Poisson 91 Paris.
Nach Bestellung
Ein Porträt ...... Francs 3000.
Godet, Künstler."

„Der gute Rentier war wie vom Donner gerührt. „Eine schamlosere Prellerei ist mir noch nicht vorgekommen!" wetterte er im Tempo der höchsten Indignation. „Wer hätte es dem Hallunken angesehen, daß er so sein freveles Spiel mit uns trieb! Aber ich werde mich hüten, dieses Sündengeld zu bezahlen! He, François, tragen Sie augenblicklich diese Sudelei zu Monsieur Godet, Rue Friponnière Nr. 30, und sagen Sie, er möge sein Geklexe für sich behalten! Dreitausend Francs! Ich glaube, der Mensch ist verrückt!"

„François trug das Bild zurück. Godet empfing ihn mit einem freundlich-überlegenen Lächeln.

„‚Ich hätte nicht gedacht', sagte er, ‚daß Ihr Gebieter eines so ungentilen, taktlosen Benehmens fähig wäre. Warten Sie einen Augenblick.'

„Der Diener wartete. Godet schrieb ein paar Zeilen, faltete den Zettel zusammen und adressirte ihn an Monsieur Crelieux.

„Das Briefchen lautete:

‚Mein Herr!

Es ist das erste Mal, daß einer meiner geschätzten Klienten sich weigert, ein von ihm bestelltes Gemälde zu acceptiren. Sie scheinen nicht zu begreifen, wie empfindlich Ihr seltsames Verfahren meinen künstlerischen Stolz beleidigen und verletzen muß. Sie werden mir daher gestatten, daß ich über die Frage, ob mein Gemälde Ihre Zurückweisung verdient oder nicht, das Publikum entscheiden lasse. Ich sende das Porträt Ihrer Fräulein Tochter noch heute an die Kunsthandlung von Chepilier,

Boulevard des Italiens, wo ich dasselbe mit der Inschrift ausstellen lassen werde, daß der Besteller die Honorirung des Künstlers von der Hand weist.

Genehmigen Sie ꝛc.

Godet.'

„Nun, ich brauche Ihnen nicht weiter auseinander zu setzen, daß Monsieur Crelieux zahlte. Er hätte das nur stillschweigend besorgen sollen, ohne seinen Deiner François in die Sachlage einzuweihen. Wie alle Domestiken, litt auch François an einer compromittirenden Geschwätzigkeit. Bald wußte das ganze Quartier, was der ehrlichen Familie des Rentiers passirt war ... Man lachte unendlich, fand Herrn Crelieux überaus dumm, und nannte Fräulein Ninie von jetzt ab nicht anders, als die ‚heilige Cäcilia' oder ‚la Sainte imaginaire'. Das arme Kind spielte in Folge dieses Mißgeschicks eine so komische Figur, daß Frébault sich definitiv von ihr abwandte. Der Allgewalt des ‚ridicule' vermochte er als Vollblut-Franzose nicht zu trotzen. Bis zur Stunde ist Ninie noch zu haben.

„Godet verließ den Schauplatz seiner Thaten, um anderwärts nach derselben Methode zu operiren. Paris ist so groß, und der gesellschaftlichen Cirkel gibt es so viele, daß man lange arbeiten kann, ehe das Terrain vollständig erschöpft ist. Als sich schließlich die Presse der Angelegenheit bemächtigte, verschwand der Schwindler, wie weggeblasen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß er meiner Ueberzeugung nach unter falschem Namen die Provinzen unsicher macht. Wenn Sie mich schließlich noch fragen, wie es möglich war, daß Godet sein Spiel so oft wiederholen konnte, ohne von den Zionswächtern der Journalistik gebrandmarkt zu werden, so erwiedere ich Ihnen, daß eben nicht alle geprellten Väter so unvorsichtig handelten, als Monsieur Crelieux, der Rentier.

Gar manche „Madonna“, manche „büßende Magdalena“ mag dem kühnen Abenteurer mit Gold aufgewogen worden sein, ohne daß jemals ein Mensch erfuhr, wie schmählich der Besitzer des Originals geschröpft wurde. Erst nach zwei Jahren fortgesetzter „Religions“-Malerei kam der Humbug ernstlich an die Oeffentlichkeit.“

Mein Freund hatte geendet. Nachdenklich schritten wir über den Concordienplatz dem Tempel der heiligen Magdalena zu.

Ein kleiner Beamter.

Es war im August des Jahres 1871. Wir saßen vor einem der großen Kaffeehäuser des „Boulevard des Italiens“ und ließen die bunte wogende Menge Revue passiren. Mein Freund war zum ersten Male in Paris. Die Ruinen der Weltstadt hatten einen so unwiderstehlichen Reiz auf seine Einbildungskraft ausgeübt, daß er nicht umhin konnte, sich durch den Augenschein von der Glaubwürdigkeit der Zeichner und Berichterstatter seiner vaterländischen Blätter zu überzeugen. Wir waren den ganzen Tag rastlos herumgelaufen und erfreuten uns nun unserer „halben Tasse“, im Bewußtsein, die Labung redlich verdient zu haben.

Es schlug Neun. Immer farbenreicher gestaltete sich das kaleidoskopische Treiben auf den Asphaltplatten .... Jetzt trat ein alter zitternder Mann an unsern Tisch heran. Sein ganzer Körper schlotterte wie von einem heftigen Nervenschütteln. Er bat um ein Almosen; mein Freund reichte ihm ein Zweisousstück. Ein halbe Minute später legte uns ein junger Bursche einen Zettel neben die Tasse. Der Wisch war mit einigen Anekdoten 2c. bedruckt und trug auf der Rückseite die Aufschrift: „Meine Herren und Damen! Kaufen Sie gefälligst dieses Werk ihrem ergebenen Diener ab, der taubstumm ist. Es kostet nur zwanzig Centimes.“ Mein Freund kaufte. Unmittelbar darauf erschien eine zerlumpte

Frau, die ein Kind auf dem Arme trug und ein zweites, älteres an der Hand führte. „Eine arme Wittwe!" murmelte sie in kläglichem Tone. . . . „Erbarmen, meine Herren! . . . Meine Kinder hungern seit zwei Tagen." . . . Dabei warf sie Blicke gen Himmel, die einer christlichen Märtyrerin keine Unehre gemacht haben würden. Mein Freund reichte auch ihr eine Kleinigkeit und schüttelte dann, wie nachdenklich, das lockenumwallte Haupt.

„Es muß doch in dieser Riesenstadt ein entsetzliches Elend herrschen!" seufzte er nach einer Weile. „Die Pariahs der Gesellschaft ziehen ja hier zu Hunderten an uns vorüber..."

„So scheint es — aber der Schein trügt!"

„Wie so?"

„Nun, die wahren Armen und Elenden darfst Du nicht hier im Lichte der funkelnden Candelaber suchen."

„Aber ich bitte Dich!"

„Lieber Freund, ich kenne dieses Paris wie meine Rocktasche. Verlaß Dich darauf, Deine Mildthätigkeit von vorhin war durchaus nicht am Platze."

„Der arme zitternde Greis . . ."

„Geht des Tags über so stramm und kräftig umher, wie ein Grenadier. Er begegnet mir oft, wenn ich meinen Morgenspaziergang mache. Seine Virtuosität im Schlottern bringt ihm eine jährliche Rente von fünf- bis sechstausend Francs ein."

„Unmöglich! Aber der Taubstumme . . ."

„Spielt seine Rolle meisterhaft, ist aber nichtsdestoweniger ein Schwindler. Er gehört zu den bekanntesten Figuren der Boulevards."

„Und die unglückliche Wittwe . . ."

„Ist so wenig Wittwe als Du und ich. Die beiden Kinder hat sie sich gemiethet. Sie ‚verdient' so viel, daß

sie den Eltern der beiden armen Würmer täglich vier Franken Pachtzins bezahlen kann. Nein, mein Bester, das wahre Elend verbirgt sich, scheu und furchtsam, als ob Armuth ein Verbrechen wäre."

„Und wo sind diese wahren Dulder zu finden? Sind es die Arbeiter der Faubourgs, die Soldaten der Commune, die Männer des socialen Umsturzes?"

„Die Lage der Ouvriers läßt viel zu wünschen übrig — aber unter zehn Fällen vermag Einer doch neun Mal sich und die Seinen ehrlich durchzuschlagen. Gesunde fleißige Hände verdienen selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen so viel, daß von einer eigentlichen Noth nicht die Rede sein kann. Der Pariser Arbeiter würde sich sogar vortrefflich stehen, wenn er beispielsweise nicht mehr Bedürfnisse hätte, als der deutsche. Aber das ist eben der Fluch einer luxuriösen Stadt; die überfeinerten Lebensformen wirken allenthalben ansteckend, und so kommt es, daß sich allmählich zwischen Wollen und Können ein unversöhnlicher Zwiespalt ausbildet. Der französische Ouvrier beansprucht bei jeder Mahlzeit sein Dessert, so gut wie der Petit-Crevé des Boulevards; er gefällt sich in kostspieligen Liebschaften, ganz nach der Manier der großen Herren. Unter solchen Umständen muß er seine Löhnung knapp finden. Der fleißige sparsame Familienvater wird dagegen sein redliches Auskommen erzielen; als Arbeiter braucht er in keiner Beziehung zu ‚repräsentiren'; seine tägliche Tracht ist die überaus billige Blouse; er wohnt ohne Rücksicht auf irgend welche gesellschaftliche Aeußerlichkeit, wo und wie er Lust hat; seine Frau, seine Kinder helfen mit verdienen, denn auch sie können thun und lassen, was ihnen behagt; kurz, der Ouvrier gehört, trotz aller Mangelhaftigkeit unserer socialen Zustände und unbeschadet seiner berechtigten Ansprüche auf Verbesserung,

noch keineswegs zu den eigentlicheu ‚Misérables‘. Nein, ich will Dir die wahren Pariahs des modernen Paris nennen: es sind die Subalternbeamten! Von dem Elende, das diese Unglücklichen zerwühlt und zermartert, macht sich unsere leichtfertige Welt, die nur nach dem Scheine urtheilt, keinen Begriff.“

Mein Freund drückte mir den Wunsch aus, etwas über die Lebensweise dieser modernen Sclaven zu erfahren, und so erzählte ich ihm denn, was ich wußte. Vielleicht ist es dem geneigten Leser nicht uninteressant, wenn ich das flüchtige Bild, das ich damals entwarf, an dieser Stelle nachzeichne — wo nicht, so hat er das souveraine Recht, die folgende ohnehin düstere Skizze zu überschlagen.

Es mag wohl drei Jahre her sein, da fuhr ich eines schönen Morgens auf der Omnibus-Impériale von Batignolles-Clichy nach den Weinhallen. Mein Nachbar zur Rechten war ein anständig gekleideter intelligent aussehender Mann in der Mitte der Dreißiger. Sein blasses Gesicht war von einem wohlgepflegten dunkeln Vollbart umrahmt, der die fahle Nuance der Wangen noch auffälliger machte. Es lag Etwas wie ein unsagbarer geistiger Druck über der ganzen Erscheinung; ein Hauch von freudloser Seelenverfinsterung, vermischt mit einer unerquicklichen Resignation.

Der Mann interessirte mich. Nach wenigen Minuten hatte ich ein Gespräch mit ihm angeknüpft. Er war mittheilsamer, als ich erwartet hatte. Ich erfuhr, daß er Employé im Hôtel de Ville sei; daß er erst vor einem halben Jahre seinen Geburtsort — er nannte ein kleines Städtchen der Normandie — verlassen habe, um nach Paris überzusiedeln. Seine Stimme frappirte mich fast noch mehr, als sein Aeußeres. In ihrem seltsam zitternden Klange

lag so viel geheimes Weh, so viel ungesprochene Sorge, daß ich alsbald mit dem ernsten blassen Menschen ein aufrichtiges Mitleid empfand, ohne mir völlig darüber klar zu sein, inwiefern er eigentlich zu diesen Gefühlen berechtige.

Nach einer Fahrt von etwa zwanzig Minuten grüßte er mich auf's Artigste und verschwand in der Nähe des St. Jacques-Thurmes. Ungefähr vier Wochen später begegnete ich ihm in dem Hausflur meiner Wohnung. Ich erkannte ihn augenblicklich wieder.

„Sieh da, Monsieur", sagte ich, „wie geht's?"

„Ach, Sie sind es, Monsieur", erwiderte er lebhaft. „Ich glaube, wir sind jetzt Nachbarn."

„Wohnen Sie hier im Hause?"

„Hinten im Hofbau, fünf Treppen hoch."

„O dieses Paris! In einer biedern deutschen Stadt würde man sich längst einen Besuch abgestattet haben!"

Er erröthete.

„Meine Verhältnisse erlauben mir nicht, Jemanden bei mir zu sehen", stammelte er in augenscheinlicher Verlegenheit, „sonst würde ich . . ."

„I", versetzte ich lachend, „ich kann mir wohl denken, daß Sie da droben unter Ihrem Dache keine Metternich'schen Salons etablirt haben. . . . Was thut's? Bei mir finden Sie auch keinen überschwenglichen Luxus."

„Ich bin verheirathet", fuhr er fort, „und habe fünf Kinder. . . . Die Wohnung ist sehr, sehr beschränkt, — ich kann wirklich nur meinen allernächsten Freunden zumuthen . . ."

„Nun, so seien Sie außer Sorgen, ich will Sie nicht eher besuchen, als bis Sie mich direct dazu auffordern. Aber Sie können mir doch wenigstens die Ehre schenken. Wir haben damals auf der Omnibus-Imperiale so angenehm geplaudert, daß es mir ein ganz besonderes Vergnügen machen

würde, Sie bei mir zu sehen. Die Visite engagirt Sie in keiner Richtung. Wenn es Ihnen in meinen vier Wänden nicht behagt, so sind Sie unbedingt ermächtigt . . ."

„O, Sie sind zu gütig. . . . Schön also! Demnächst werde ich an Ihre Thür pochen."

Höflich grüßend eilte er an mir vorüber; ich aber sann den Tag hin und her, wie es da oben, fünf Treppen hoch, wohl aussehen möchte. . . . Ich sollte es früh genug erfahren.

Monsieur Edouard, so hieß der Employé, besuchte mich am folgenden Sonntag. Ich lud ihn ein, mit mir zu Abend zu essen, was er auf's Entschiedenste ablehnte. Im Uebrigen schien er sich sehr wohl bei mir zu fühlen. Die Sympathie, welche ich für ihn empfand, mochte meinem Benehmen gegen ihn etwas besonders Herzliches und Vertrauliches verleihen. Kurz, wir wurden bald gute Freunde, und ehe der zweite Monat verging, hatte Edouard sein anfangs so zurückhaltendes Wesen völlig verändert. Er machte mich mit seiner Familie bekannt; er enthüllte mir seine Verhältnisse mit der Offenheit eines Kindes, dem es eine Befriedigung gewährt, seinen Kummer ungehemmt ausschütten zu dürfen. Und Kummer war es im vollsten Sinne des Wortes, Kummer, Noth und Elend, was dieser unglücklichen Familie fast jede Secunde des Lebens verbitterte und schließlich ihren Untergang herbeiführte.

Edouard hatte zwölfhundert Franken Gehalt. Er wohnte so bescheiden als möglich; aber zweihundertundfünfzig Franken, das wor doch das Wenigste, was er für Miethe in Abzug zu bringen hatte. Als Employé des Hôtel de Ville mußte er stets anständig gekleidet gehen; auch seine Frau durfte in dieser Beziehung nicht ganz und gar die Forderungen der Ziemlichkeit verletzen. Trotz aller Vorsicht, trotz aller Berechnung war

es unmöglich, diesen wichtigen Posten unter die Höhe von hundertundachtzig Franken herabzudrücken. Machte mit der Wohnung in Summa vierhundertdreißig Franken. Setzen wir nun nach einem ungefähren Ueberschlag für Wäsche sechszig Franken an, für Feuerung achtzig, für Licht zwanzig, für die Kleidung und das Schuhwerk der Kinder achtzig, für das Schulgeld vierzig, und für unvorhergesehene und nicht näher zu bezeichnende Ausgaben neunzig Franken, — Alles die fast unmöglichen Minima —, so blieben für den eigentlichen Lebensunterhalt von sieben Menschen vierhundert Franken übrig! Man sollte es für absolut unthunlich halten, daß eine Familie mit dieser armseligen Summe mehr bestreiten könnte, als die Nahrungskosten eines Quartals. Edouard und die Seinen mußten mit vierhundert Franken ein volles Jahr hindurch wirthschaften. „Aber fragt mich nur nicht wie!“ Das Herz blutet Einem bei diesem trostlosen, himmelschreienden Elend!

Ein Franken und zehn Centimes, — also noch nicht neun Silbergroschen täglich in einer Stadt wie Paris! Das war der langsame Hungertod in allerbester Form! In der That starb eines der Kinder noch in demselben Herbste — am Schleimfieber, wie die Mutter meinte, in Wahrheit aber aus Entkräftung.

Ich muß es Madame Edouard nachsagen, sie wußte das Verhungern der Ihrigen meisterhaft zu verzögern. Sie verstand es, die knurrenden Mägen doch wenigstens zweimal in der Woche zu befriedigen. Aber freilich, es waren seltsame Diners, die sie auftischte. Bald kochte sie zwei Pfund Waizenmehl mit Salz und Wasser zu einem zähen Brei, — eine Delicatesse, die bereits drei Viertel ihres täglichen Budgets erschöpfte. Das wurde dann Abends zur Hauptmahlzeit servirt, nachdem ein Theil zum Frühstück für den folgenden

Tag bei Seite gestellt worden war. Dazu gab er mikroskopische Brodportionen, aber nicht einen Tropfen Wein, so unentbehrlich dieser billige Trank selbst den bescheidensten Ansprüchen erscheinen mag. Bald kaufte sie in den Markthallen verdorbene Fische und suchte die scheußliche Waare durch eine beizende Zwiebelbrühe weniger ungenießbar zu machen. Bald warf sie etwas Kohl in einen großen Kessel und bereitete eine „Suppe", das heißt, sie sättigte ihre Familie mit Wasser, in welchem einige Blätter herumschwammen. Kurz es war im besten Falle ein sinnreiches Belügen der gebieterisch fordernden Natur, und heute noch ist es mir räthselhaft, wie es den Unglücklichen gelingen konnte, so lange den verheerenden Wirkungen der Entbehrung Widerstand zu leisten. Zwei der kleineren Kinder sind offenbar von Zeit zu Zeit wider Wissen der Eltern — betteln gegangen. . . . Paris ist groß und der Hunger thut weh. . . . Alle mütterlichen Moralpredigten, alle Grundsätze des Stolzes schmelzen vor dem quälenden Gefühl der Leere, das der junge Organismus, der da wachsen will, doppelt schmerzlich empfindet!

In Deutschland hätte Madame Edouard über ein kostbares Hülfsmittel verfügt, das ihr den grenzenlosen Jammer wenigstens um Einiges erleichtert hätte, — über die Kartoffeln. In Paris spielt dieses Hauptnahrungsmittel des deutschen Proletariats eine untergeordnete Rolle, weil es zu theuer ist. Auch das Brod hat nicht die gleiche Bedeutung wie in Deutschland. Mit Einem Worte, die Armen und Elenden von Paris sind die Elendesten unter der Sonne!

Die Wohnung der Edouard'schen Familie bestand aus zwei Räumen: einem Zimmer und einer Küche, die indeß fast einem Verschlage glich. In diesem Zimmer befand sich ein Ameublement der dürftigsten Art: drei Betten, ein Tisch, sechs Stühle und ein Schrank aus Eichenholz; das war

Alles! Hier waltete von früh bis spät Madame Edouard und nähte, strickte, flickte, bügelte und bürstete sich schier den Bast von den Fingern. Nur so war es möglich, die Garderobe der Familie mit den oben angedeuteten Auslagen zu bestreiten. Unter diesen Umständen konnte von einem Nebenverdienste der Frau natürlich nicht die Rede sein.

Aber — wird man fragen — hätte nicht vielleicht Monsieur Edouard in seinen Mußestunden . . . ? Vollende nicht, grausamer Leser! Monsieur Edouard war von Morgens Sechs bis Mittags Zwölf und von Nachmittags Eins bis Abends Sechs beschäftigt, um nach eingenommener Mahlzeit abermals in's Joch gespannt zu werden. Manchmal kam er erst um halb Elf, Elf vom Bureau zurück. Nur Sonntag Nachmittags war er frei, aber so abgespannt, daß er diese Frist unbedingt seiner Erholung widmen mußte, wenn er nicht krank werden wollte!

Eines Tags kam Edouard zu mir auf's Zimmer und bat mich mit zitternder Stimme um ein kleines Darlehn. . . . Seine Frau war seit drei Tagen bettlägerig. . . . Sie bedurfte der Pflege, der Medicamente, des ärztlichen Beistandes, . . . aber es waren keine hundert Sous mehr in der Haushaltungscasse vorräthig. . . .

Nie hat mich eine ähnliche Bitte mehr erschüttert als diese. Es lag so viel Bescheidenheit, so viel Zartgefühl in der Art und Weise des unglücklichen Mannes, daß ich in diesem Augenblick gewünscht hätte, über die Renten Rothschild's zu verfügen, — nur um dem Aermsten ein paar Tausendpfundnoten zu Füßen legen zu können. Ich wußte wohl, daß Edouard, der seit Jahren mit dem Deficit rang, kaum jemals im Stande sein würde, ein eventuelles Darlehn zurückzuzahlen; aber ich glaube, wenn ich Harpagon in Person gewesen wäre, ich hätte diesem bemitleidenswerthen

Opfer unserer socialen Mißverhältnisse gegenüber nicht Nein gesagt. Eine beredtere Berufung an das menschliche Erbarmen, als Edouard's trüben Blick, hätte selbst Thomas Hood, der Dichter des mark- und beinerschütternden „Song of the Shirt“, nicht erträumen können!

Dies ereignete sich im Juni 1870. Zwei Tage darauf trat ich eine Reise in die Schweiz an, wo ich von den gewaltigen politischen Begebnissen des Juli, unvorbereitet wie alle Welt, überrascht wurde. Ich sollte Edouard nicht wiedersehen. Bei meiner Rückkehr nach Paris fand ich seine Wittwe in den jammervollsten Verhältnissen. . . Folgendes hatte sich inzwischen zugetragen:

Während der ersten Monate des Krieges ging das Leben der unglücklichen Familie seinen alten gewohnten traurigen Gang. Auch die Belagerung verschlimmerte ihre Lage nicht wesentlich. Die stillen Dulder waren ja von je an die härtesten Entbehrungen gewöhnt, und jetzt lieferte man ihnen die nothdürftigsten Lebensmittel, die sie aus eignem Vermögen nicht erschwingen konnten, gratis. Im März aber, als die Versailler Regierung vor einer anfangs leicht zu bewältigenden Emeute kopflos zurückwich und Paris dem Pöbel der Vorstädte preisgab, da stürzten so viele Verhältnisse über den Haufen, daß Edouard seinen Posten verlor und im buchstäblichen Sinne des Wortes brodlos wurde. Die Gutherzigkeit der Hausbewohner bewahrte ihn und die Seinen vor dem Aeußersten, und er nahm die freundlich gebotenen Unterstützungen dankbar entgegen, obgleich ihm das Bewußtsein, von der Gnade Anderer zu leben, wie Blei auf der ächzenden Seele lastete. . . .

Die Commune organisirte sich. Sie brauchte Beamten. Man gab es Monsieur Edouard an die Hand, sich zu melden. Er zögerte, aber der Hunger überwog. Mit hundertfünfzig

Franken monatlicher Besoldung trat er in ein städtisches Bureau ein. Die Familie athmete auf. So glänzend war sie noch nie situirt gewesen.

Aber der Traum war nur von kurzer Dauer. Die regulären Truppen schienen nach wochenlangem Geplänkel endlich Ernst machen zu sollen. Die Unhaltbarkeit der schon um ihrer Principien willen nicht lebensfähigen Commune ward von Tag zu Tag sichtbarer. Der grollende Donner der Versailler Geschütze schien den verblendeten Machthabern des Stadthauses ein nahes, unvermeidliches, furchtbares Ende zu weissagen. . . .

Die Maitage erfüllten diese Prophezeiung in ungeahnter Weise. Mord und Brand wütheten bestialisch durch die Straßen der riesigen Seinekönigin. Die Bataillone Mac Mahon's, durch den zähen Widerstand der Föderirten erbittert, begingen himmelschreiende Grausamkeiten. Wehrlose Männer und Frauen wurden zu Tausenden ohne Urtheil und Recht füsilirt. Auch Edouard sollte seinen „Hochverrath" mit dem Leben bezahlen. Irgend ein hämischer Schurke denuncirte ihn als Beamten und Helfer der Herren Pyat, Assy und Consorten. Eine Rotte betrunkener Musketiere drang in seine Wohnung, riß ihn aus den Armen seiner zitternden Familie und schleppte ihn an die nächste Hofmauer, wo er, von fünf Kugeln durchbohrt, seine Seele aushauchte. Sein Verbrechen bestand darin, daß er nicht gelernt hatte, zur größern Ehre des Herrn Thiers Hungers zu sterben. . . .

Wie viele ähnliche Opfer hat die Barbarei der Mac Mahon'schen Soldateska geschlachtet! Und wie viele Unglückliche vom Schlage Edouard's gehen auch ohne das tödtliche Blei in Elend und Verzweiflung langsam zu Grunde! Wahrlich, die Arbeiter in einem Quecksilberbergwerke sind nicht mehr den nagenden Würmern der körperlichen und geistigen Ver-

nichtung ausgesetzt, als die Pariser Subalternbeamten! Und Edouard gehörte noch zu denjenigen, die sich den Forderungen der äußeren Form mehr entziehen, als höheren Ortes eigentlich erwartet wird. Viele seiner Collegen halten darauf, wenigstens ein anständiges Empfangszimmer zu besitzen, und beschneiden auf diese Weise ihr Ernährungsbudget noch um sechszig oder siebenzig Franken!

Sollte man es für möglich halten, daß sich unter diesen Umständen gleichwohl bei einer neuerlichen Vacanz in einem der Municipalbureaux dreihundertneunundsiebenzig Bewerber, darunter neunundachtzig verheirathete, gemeldet haben? Das Gehalt der ausgeschriebenen Stelle betrug neunhundertfünfzig Franken jährlich — und dreihundertneunundsiebenzig Candidaten. O menschlicher Jammer!

Der Tag eines Petit-Crevé.

Das Wort Petit-Crevé ist unübersetzbar, wie alle Bezeichnungen eigenartiger Localproducte *). Seiner buchstäblichen Bedeutung nach bildet es einen ironischen Gegensatz zu dem Gros-Crevé, dem dickbäuchigen Phlegmatikus, dessen ewig gültigen Typus wir in dem berühmten Bürger'schen Abt von St. Gallen erblicken. Der Gros-Crevé scheint vor übersprudelnder Fülle schier „geplatzt" (crevé) zu sein wie eine reife Granate. Der Petit-Crevé könnte allenfalls in Folge seines Mangels an gesunden Muskeln aus dem Leim gehen. Ohne behaupten zu wollen, daß der Name besonders glücklich gewählt sei, behalten wir ihn bei, da keiner unserer begriffsverwandten deutschen Ausdrücke die kulturhistorische Idee des Petit-Crevé zu erschöpfen vermag. Unser „Stutzer" ist eine weit harmlosere Erscheinung; noch weniger paßt der „Lebemann", und der „Bummler" müßte zuvor aristokratisch vergoldet werden, wenn er halbwegs genügen sollte. „Taugenichts", „Tagedieb", ja selbst das vernichtende, mit der gehörigen Betonung zu sprechende „Bube", — dieß Alles enthält synonyme Anklänge, ohne das „Petit-Crevé" zu decken.

---

*) Der nachstehende Aufsatz folgt in seinen wesentlichen Grundzügen einem französischen Vorbilde. Ueberhaupt versteht es sich bei der Fülle und Buntheit des Materials von selbst, daß ich meine feuilletonistischen Collegen jenseits des Rheins vielfach als Quellen in Anspruch nehme.

Der geneigte Leser wird das Wesen dieses modernen moralischen Zerrbildes am schnellsten und sichersten kennen lernen, wenn wir alle Theorie bei Seite lassen und mit kühner Hand in's volle, praktische Menschenleben hineingreifen. Beobachten wir einen Petit-Crevé bei seinen „Tagesgeschäften".

Es ist zehn Uhr Morgens . . . Jahreszeit und Epoche sind gleichgültig . . . Der Petit-Crevé macht in vereinzelten Exemplaren Paris selbst im Hochsommer unsicher, und staatliche Umwälzungen vermögen ihn eben so wenig zu beeinflussen, als den kleinen Bourgeois, den Rentier des Maraisviertels, und viele andere unsterbliche Physiognomieen des neunzehnten Jahrhunderts, die unter dem Bürgerkönigthume genau so glorreich gediehen, wie unter dem Kaiserreiche und der Republik.

Zehn Uhr . . . aber noch regt es sich nicht hinter Gaston's purpurnen Damastvorhängen. Der weiche Pfühl, auf dem der junge Gott seinen olympischen Rausch verträumt, ist noch in tiefes Dunkel gehüllt. Langsam und eintönig tickt die kostbare Stutzuhr auf dem schwarzen Marmorkamine. Eine lebensmüde Nachtlampe, die an schweren, silbernen Ketten von der Decke herabhängt, gießt über alle Gegenstände ein rosiges Dämmerlicht. Die Fenster sind hermetisch verschlossen . . .

Jetzt ertönt durch die poetische Stille dieses teppichbelegten Putzkästchens ein prosaisches Gähnen. Gaston wirft sich drei-, viermal mit steigendem Unbehagen hin und her und zieht schließlich die Klingel.

François, der Kammerdiener, tritt ehrfurchtsvoll auf die Schwelle.

„Wie viel Uhr ist's?" fragt Gaston, noch immer von den dunklen Falten der Bettgardine umwallt.

Der Diener ertheilt die geforderte Auskunft und beeilt sich auf Gaston's Wink, eine bescheidene Dosis abgedämpften Tageslichtes einzulassen. Dann löscht er die Nachtlampe und erbittet sich die erforderlichen Befehle betreffs der Toilette. Gaston's Anordnungen richten sich wesentlich nach den Witterungsverhältnissen. Bei klarem, wolkenlosem Himmel wird sein äußerer Mensch vom Kopf bis zu den Füßen anders stylisirt, als bei trüber, nebliger Luft, oder bei Regen. Uebrigens liebt Gaston eine gewisse geniale Buntheit. Er gefällt sich z. B. ausnehmend in gelblichbraunen Röckchen, schwarzweiß karrirter Weste und fleischfarbenen Beinkleidern. Dazu kommt eine große Feinfühligkeit in der Auswahl der Halsbinden, Handschuhe und Kopfbedeckungen. François, der getreue Kammerdiener, steht seinem Herrn mit dem Rathe eines gutgeschulten Geschmacks redlich zur Seite, und so kann es uns nicht wundern, wenn nach Verlauf einer Stunde ein glänzendes Resultat erzielt ist . . .

Zunächst geht Gaston indeß an's Werk, sich zu rasiren. Er besorgt dies selbst, einmal, weil er vor den Händen der Barbiere einen instinktiven Abscheu fühlt, und zweitens, weil dieser Akt der Verschönerung ihm eine gewisse ästhetische Freude gewährt. Wenn er damit fertig ist, so salbt er sich das Gesicht mit einem Gemische von drei, vier verschiedenen Tinkturen und legt schließlich etwas Poudre de riz auf. Ist auch diese Operation vollendet, so naht François, um den Gebieter zu frisiren. Mit geübter Hand weiß er den spärlichen Haarwuchs Gaston's künstlerisch zu ordnen und dergestalt aufzubauschen, daß der natürliche Mangel weniger sichtbar wird. Er brennt ihm jene verführerischen Locken, die Mademoiselle Fifine für so unendlich malerisch zu erklären liebt. Eine Flut balsamischer Düfte, die François über die geweihten Scheitel träuft, weckt süße Erinnerungen

an die Rosenhaine von Schiras und die Veilchenfelder von Nizza.

Während Gaston sich ankleidet, geht François hülfreich aus und ein. Gegen dreiviertel auf Elf bringt er seinem Herrn auf dem schwersilbernen Briefteller ein Billetdoux, das also lautet:

„Mein dickes Hündchen! *)

War das gestern niedlich bei Madame Sénardot! Schade, daß mein Hündchen nicht dabei war! Die Pfropfen haben geknallt wie die Bomben dieser garstigen Prüssiens, und Deine kleine Lolotte hat keine Hand vor den Mund gelegt! Drei Flaschen zum Wenigsten! . . . Nicht wahr, ich bin eine häßliche Bibiche? Nun, ich habe mich auch die ganze Nacht herumgewälzt, und mein Herz hat gepuppert: bum, bum, bum, tout-à-fait comme ce cher Monsieur Krupp. O mein dicker Hund, ich habe eine Sehnsucht nach einem recht gediegenen Häringssalat, — o, eine Sehnsucht! Fifine und der gute Alfred kommen um halb Eins zu mir. Wenn Du nun so ein recht netter Junge wärest, so schicktest Du uns ein paar Pasteten, ein Fäßchen Kaviar und einen Korb Sillery und kämst mit! Nicht wahr, Zuckerherz?

Deine Dich vor Liebe fast auffressende
Lolotte."

Gaston liest dieses zarte Schreiben mit jenem indifferenten Lächeln, das seinen verlebten Gesichtszügen einen so unaussprechlich dummen Ausdruck verleiht, und schürzt kaltblütig den Knoten seiner brandrothen Halsbinde.

---

*) Eine bei den Damen der Halbwelt sehr beliebte Zärtlichkeitsformel.

Nach zehn Minuten überreicht ihm der Kammerdiener ein zweiten Brief, der also lautet:

„Mein werther Herr Vetter!

Noch einmal wage ich Sie zu beschwören, mich nicht im Elend verkommen zu lassen. Sie sind mein nächster lebender Verwandter. Sie wissen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich mich in dieser verzweifelten Lage befinde. Ich habe mich dreimal an Ihren Herrn Vater gewandt, — aber er hat mich abgewiesen, wie Sie mich abwiesen. Meine Frau wird von Tag zu Tag schwächer; ich leide noch immer an den Augen und kann wenig oder nichts verdienen. Morgen soll die fällige Miethe bezahlt werden. Ich habe keinen Sous in der Tasche. Der Wirth droht uns auf die Straße zu werfen. Leihen Sie mir zweihundert Franken und ich bin gerettet.

Ihr unglücklicher Cousin

Henri Prédier."

Gaston legt diese Epistel zu dem Billet seiner häringslüsternen Freundin und setzt sich den Klemmer auf die Nase.

„François!" ruft er in mattem Fisteltone.

Monsieur . . ."

„Hier sind zwanzig Louis. Schicke Jean zu Chevet und laß ein Fäßchen Kaviar, vier Hummern, eine Gänseleberpastete und fünfzehn Flaschen Sillery zu Fräulein Lolotte besorgen. Aber gleich!"

François verschwindet.

„Dummer Kerl, mein cher cousin," murmelt Gaston, indem er die rothen Handschuhe zuknöpft; „bildet sich ein, ich hätte meine Banknoten zu nichts Besserem zu verwenden, als um seine Miethe zu bezahlen. Petit farceur, ce cher Henri."

Und eine Melodie aus der Großherzogin von Gerolstein trällernd, steigt er die breite, teppichbelegte Treppe hinab.

Betrachten wir uns die äußere Erscheinung Gaston's ein wenig näher. Er faßt jetzt vor der Hausthür auf dem Trottoir Posto und bietet uns so die beste Gelegenheit zu einem eingehenderen Studium.

Ein niedriger, sorgfältig gebürsteter Cylinder bedeckt den kleinen, nichtssagenden Kopf. Sein Antlitz ist fahl und geistlos. Ein zierliches Schnurrbärtchen streckt seine scharfgedrehten Spitzen in einem Winkel von fünfundvierzig Grad zum Himmel auf. Der stenographische Ansatz von Backenbart reibt sich unaufhörlich an dem handhohen Stehkragen. Ein Spazierstöckchen, dünn wie eine Stricknadel, tanzt lebhaft zwischen den langen Fingern herum. Die mittelgroße Gestalt hat trotz ihrer arroganten Haltung etwas Mattes, Gebrochenes. Die dürftigen Beine scheinen jeden Augenblick einknicken zu sollen. Ueber dem ganzen Menschen liegt eine aschfarbene Nüance von Verwelktheit und Marklosigkeit. Gaston ist fünfundzwanzig Jahre alt, aber er sieht aus, als hätte er sein viertes Decennium hinter sich . . .

Er steht eine Zeitlang unschlüssig vor dem Thorweg. Dann schlendert er langsam den Boulevards zu, hier in ein reiches Schaufenster gaffend, dort einen Blick in eine vorüberrollende Equipage werfend, und dort einen Freund begrüßend. Dann zieht er die Uhr und biegt mit einem Nicken der Befriedigung in eine Seitenstraße ein.

Mademoiselle Lolotte bewohnt ein elegantes Apartement in der Rue Notre Dame de Lorette. Sie empfängt ihr „dickes Hündchen" mit einem holdseligen Lächeln und Gaston küßt ihr mit einer ritterlichen Verbeugung die weiche weiße Hand. Das spitzenverbrämte Negligé steht ihr allerliebst, und die Schminke ist so kunstgerecht aufgelegt, daß die Spuren

ihrer dreiunddreißig stürmischen Sommer nur mit der Loupe zu entdecken wären. Auf dem Sopha sitzt der gute Alfred; in einem der prächtigen seidenen Fauteuils lehnt Fräulein Fisine; der Sillerykorb und die Delikatessen sind bereits zur Stelle. Titi, das langhaarige Miniaturwachtelhündchen, durchtobt das reichmöblirte Gemach mit heiserem Zorngebell ... Es kann Gaston nicht leiden, das unvernünftige Thier! ...

„Fi donc! willst Du schweigen, Titi?“ ruft Lolotte im dreigestrichenen Eis der Entrüstung ... „Es ist reizend, mein Junge, daß Du gekommen bist ... Ah, Deine Lolotte hat solche Sehnsucht nach Dir gehabt ... Aber Fisine, Du könntest der Bonne sagen, daß sie serviren läßt ... Hier, dickes Hündchen, setz' Dich zu meiner Linken, — auf der linken Seite schlägt das Herz ...“

In diesem Augenblicke meldet der Diener, daß Alles in Ordnung ist. Die Gesellschaft verfügt sich nach dem Speisezimmer. Der gute Alfred entkorkt mit wunderbarer Virtuosität eine Flasche nach der andern und versteht es, demungeachtet mit Lolotte im Kaviarvertilgen so ziemlich gleichen Schritt zu halten. Fisine, die „Freundin“ Lolotte's, eine Art Alterego, das man citirt, wenn man Langeweile hat, um es im geeigneten Moment kaltblütig wieder abzuschütteln, Fisine wirft sich mit einem Riesenappetit auf die Gänseleberpastete und führt sich Bissen zu Gemüthe, die einem ausgehungerten Artilleristen nicht zur Unehre gereichen würden. Nach Verlauf von weniger als einer Stunde sind zehn oder zwölf der köstlichen Flaschen bis auf die Hefe geleert. Ein Haufen zerbrochener Hummerschalen bezeichnet den Schauplatz der unerhörten gastronomischen Leistungen des vierblätterigen Kleeblattes: alles Andere ist durch die unersättlichen Gurgeln gewandert. Lolotte liegt schmachtend in der Sophaecke und kämpft mit dem Schlucken. Der gute Alfred hat sämmtliche

Knöpfe seiner Weste göffenet. Fifine ist vollständig „abgefallen“; sie liegt langwegs am Boden und schnarcht wie ein Scheunendrescher.

Gaston, der von den Vieren am mäßigsten zu Werke gegangen ist, betrachtet die Schlafende mit einem ironischen Lächeln.

„Und heute Abend?“ fragt Lolotte, indem sie sich mit dem Taschentuch Kühlung fächelt.

„Ah, ma chère, ich bin trostlos. Die gnädige Tante hat mich zum Diner befohlen; vor Mitternacht werde ich nicht frei . . .“

„Schade, Chienchien, ich dachte, wir würden uns bei Madame Toulemouche treffen . . . Die Soirée wird heute glänzender als je . . . O, und man spielt, Chienchien, — so hoch, so hoch, es ist zum Entzücken! Die Füchse rollen nur so über den Teppich . . .“

„Schade, Bibiche, in der That, — aber was willst Du? Ich kann die alte Hexe nicht vor den Kopf stoßen: sie ist empfindlich wie ein rohes Ei, — und neunmalhunderttausend Franken sind doch auch keine Kartoffelschalen... Man muß Rücksicht nehmen, Bibiche . . .“

Er sieht auf die Uhr.

„Sacre bleu, schon Zwei! Ich habe um halb Drei ein Rendezvous mit cher papa . . . Dringende Geschäfte...“

„Du gehst? Häßlicher! Lolotte will Dich hier behalten...“

„Unmöglich, mein Engel . . . cher papa wartet bei Tortoni . . .“

„Nun denn, so mach, daß Du fortkommst! Apropos, Chienchien . . . (sie zieht ihn zu sich heran) . . . Du könntest so liebenswürdig sein . . . und . . .“

Gaston läßt ein paar Hundertfranksnoten in ihre Hand gleiten und erhebt sich.

„Adieu, guter Alfred ... Lolotte, auf Wiedersehen ...“

Er verschwindet mit einem graziösen Kopfnicken. Lolotte legt den Daumen an die Nasenspitze und macht mit den übrigen vier Fingern eine Geste, die ungefähr so viel heißt, als: Dummkopf. Der gute Alfred lächelt ein Lächeln des Verständnisses.

Um halb Drei trifft Gaston seinen Vater bei Tortoni.

„Sieh da, Gaston, Du bist ja pünktlich ...“

„Ah, Du weißt, ich brauche Geld, Vater ...“

„Taugenichts! Und wenn ich keins hätte, mein süßer Junge ...?“

„Pah, Du und kein Geld ...!“

„Scherz bei Seite, Gaston, die Geschäfte gehen miserabel. Bei der letzten Affäre habe ich kaum hunderttausend Franken verdient.“

„Kannst Du mir hundert Louis geben?“

„Da! Apropos, weßwegen ich Dich sprechen wollte ... Sie bekommt eine halbe Million mit, aber man sagt, sie sei sehr wählerisch ... Du wirst Dich anstrengen müssen ...“

„Wahrhaftig, Papa, Du thust, als wäre ich ein Gelbschnabel! Was denkst Du von mir? Ich heiße Gaston Fripancourt! ...“

„Gut denn! Also heute Abend bei der gnädigen Tante. Aber sei nicht so leichtfertig! Das Mädchen ist sehr gut erzogen ...“

Ueber Gaston's Lippen gleitet ein überlegenes Lächeln. Er erhebt sich.

„Ich bin sehr eilig, Papa! Auf Wiedersehen!“

Er reicht seinem würdigen Vater den kleinen Finger der linken Hand und verläßt das Kaffeehaus mit einer eleganten Pirouette.

Er besteigt eine Droschke und fährt nach seiner Wohnung. Er kleidet sich um.

Um halb Vier schwingt er sich in den Sattel Briancourt's, Rambouillet's oder Washington's und galoppirt dem boulogner Gehölz zu. Er glaubt keinem antiken Helden, keinem Ritter des Mittelalters an Reiz der Erscheinung nachzustehen. In Wahrheit gemahnt er an den sinnreichen Junker des unsterblichen Cervantes.

Unweit Auteuil begegnet er einem reichausgestatteten Landauer, in dessen Fond eine von Putz strotzende, übermäßig geschminkte Dame neben einem Herrn sitzt, der an sorgfältiger Behandlung des äußeren Menschen mit Gaston wetteifert.

„Tiens, tiens!" murmelt der Jüngling vor sich hin, „da kommt Mama . . .!"

„Bon jour! Bon jour, maman! Bon jour, Monsieur Bêtissier!"

„Bon jour, Gaston!"

Und flüchtig, wie die Schwalben, sausen Mutter und Sohn aneinander vorüber.

Um halb Sechs ist der Ritt beendigt. Gaston kleidet sich zum dritten Male um und fährt zur Tante . . .

Das Diner ist zum Sterben langweilig. Der hoffnungsvolle Petit-Crevé findet Fräulein Mélanie, die junge Dame, von der ihm sein Vater gesprochen, im höchsten Grade unliebenswürdig. Mélanie ist nämlich ein gebildetes, feinfühliges Mädchen, — keine Pariserin, — und läßt Herrn Gaston mit allen seinen verbrauchten Fadaisen kaltblütig abfahren. Diese Zurückhaltung bringt eine allgemeine Verstimmung hervor. Tante Babouche wünscht die projektirte Verbindung so dringend, daß Mélanie's Benehmen ihre Nerven angreift. Man trennt sich bereits um halb Elf. Gaston meint, es sei nun noch Zeit, zu Madame Toulemouche zu

fahren. Die Soiréen der Madame Toulemouche dauern nämlich in der Regel bis gegen zwei Uhr. Gedacht, gethan. Um elf Uhr steigt er die magisch erleuchtete wohlbekannte Treppe hinan . . .

Madame Toulemouche war in ihrer Jugend eine Gesinnungsgenossin Lolotte's. Jetzt „macht sie ein Haus." Jeder „Gentleman" hat Zutritt, — aber die „Einladungskarte" kostet zwanzig Franken. Die Gesellschaft setzt sich aus den Elementen zusammen, die wir bereits bei dem kleinen Gabelfrühstück in der Wohnung Lolotte's kennen gelernt haben.

Gaston tritt ein und findet seine Bibiche im zärtlichsten Zwiegespräche mit . . . cher papa.

Tableau!

„Verdammter Junge, ich glaubte Dich bei Tante Babouche . . ."

„Cher père, Du thätest besser, wenn Du an Deine Börsengeschäfte dächtest . . ."

„Aber mon dieu!" ruft Lolotte, „wer wird sich um einer solchen Kleinigkeit willen alteriren!"

„Gaston!" flüstert Fifine . . . (sie ist natürlich gleichfalls von der Partie) . . .

„Was gibt's?"

„Trau ihr nicht! Sie betrügt Dich!"

„Eh, mir ist's Wurst! Heda, Jean! Ich verdurste bald!"

Jean reicht Veuve Cliquot in Eis.

Um zwei Uhr ist Gaston das, was die Kunstsprache des Petit-Crevé „paf" nennt, d. h. er liegt unter'm Tisch.

Der gute Alfred oder sonst eine mitleidige Seele packt ihn in eine Droschke und übermittelt ihn dem Kammerdiener.

Mühsam kleidet François den Schwerberauschten aus. Nachdem er mit der heiklen Aufgabe zu Stande gekom-

men ist, kreuzt er die Arme vor der Brust und murmelt kopfschüttelnd vor sich hin:

„Wenn's doch unser Einer auch einmal so gut hätte! Das rührt den ganzen Tag weder Hand noch Fuß, und ist jeden Abend selig wie ein Küster bei der Kindtaufe!"

Dann löscht er das Licht und legt sich mit dem Bewußtsein zu Bette, daß die socialen Verhältnisse dringend einer Reform bedürfen . . .

Dieß, lieber Leser, ist das Tagewerk eines Petit-Crevé von echtem Schrot und Korn, dieß ist die Atmosphäre, in der er athmet und gedeiht! Mitunter ist sein Vater kein solcher Tropf, wie der cher papa Gaston's; mitunter fährt seine Mutter nicht mit Monsieur Bêtissier in's Bois: aber im Allgemeinen läßt sich sagen, daß seine Familie nicht viel mehr taugt, als er selbst. Der Pilz wächst am liebsten in sumpfigem Boden.

Der Petit-Crevé ist eine der traurigsten Krankheiten des modernen Frankreich, und zwar erscheint das Uebel darum so gefährlich, weil es auch die weniger faulen Elemente mit reißender Schnelligkeit ansteckt. Von den Söhnen reicher Familien gehören mindestens fünf Sechstel in die Klasse dieser miserabeln, herz- und geistlosen Tagediebe; selbst Diejenigen, die von Natur zu etwas Besserem bestimmt zu sein scheinen, lassen sich von dem blödsinnigen Taumel ergreifen, — weil es Mode ist. Der Petit-Crevé ist allen höheren menschlichen Interessen völlig abgestorben. Weder für Kunst und Wissenschaft, noch für Literatur und Politik fühlt er die mindeste Theilnahme; seine einzige Lectüre besteht in den Abgeschmacktheiten der Boulevardpresse, in den pikanten „Mannigfaltigkeiten", in den armseligen Witzen der Skandalchronik. Ob sich eine kirchliche, politische oder gesellschaftliche Revolution vollzieht, ob ein Alexander von Humboldt

oder ein Charles Dickens stirbt, ob Kirchhoff die Wunder der Spektralanalyse entdeckt, ob die Venus von Milo vom Petroleum der Kommune bedroht wird, — dieß Alles ist ihm so völlig gleichgültig, so langweilig, so wenig „chic", daß er einen Menschen, der ihm davon reden wollte, für irrsinnig halten würde. Mit einem Worte, der Petit-Crevé ist die verkörperte Entwürdigung des Mannes, — ein Hohn auf den denkenden Geist, eine Karrikatur, die man nur nachzuzeichnen braucht, um in der Brust jedes gesunden Beschauers den heilsamsten Ekel zu erwecken. Jeder Tagelöhner, der sein Brod mit der niedrigsten, unerquicklichsten Arbeit verdient, darf sich diesen trostlosen Gesellen gegenüber in die Brust werfen und sein dürftiges Mahl mit dem Bewußtsein verzehren, daß der Himmel ihn im Vergleich mit dem Petit-Crevé reichlich begnadet hat!

oder ein Schuster Dichter sei, ob Kirchhoff die Wunder der Spectralanalyse entdeckt, ob die Ehrung von Mila vom Petroleum der Kommune betrieben wird, — dies Alles ist ihm so völlig gleichgültig, so langweilig, so wenig „chic“, daß er einen Menschen, der ihm davon reden wollte, für verrückt halten würde. Mit einem Worte, der Petit-Crevé ist die verkörperte Entwürdigung des Mannes, — ein [illegible] auf dem verdorbenen Stiefel, eine Karikatur, die man nur zu zeichnen braucht, um in der Brust jedes gesunden Beschauers den beschämten Ekel zu erwecken. Jener Tagelöhner, der sein Brod mit der mühseligen, [illegible] Arbeit verdient, und sich seinen [illegible] Gefühlen gegenüber in die Brust werfen und sein kräftiges Wort mit dem Petit-Crevé vergleichen, daß der Himmel ihn im Vergleich mit dem Petit-Crevé reichlich begnadet hat!

Literarische Landstreicher.

Es existirt kein leichteres Metier, als das eines Journalisten und Schriftstellers. Lockt mich der Stand eines unbesoldeten norddeutschen Regierungsassessors, so habe ich eine Reihe gefahrdrohender Prüfungen zu überwinden, deren jede einen wahren Wust von Gelehrsamkeit erfordert. Begeistert mich die Stellung eines Secondelieutenants mit fünfundzwanzig Thalern monatlicher Gage, so muß ich mich entweder im Cadettenhause sieben Jahre hindurch mit Kaldaunen und mathematischen Formeln großfüttern lassen, oder meinen ungeleckten Geist der sogenannten „Presse" eines pensionirten Hauptmanns übergeben, der alsdann mit Noth und Mühe das Versäumte nachholt und das verwahrloste Gemüth in die gehörige Verfassung bringt. — Um Schuster, Schlosser, Schneider oder Handschuhmacher zu werden, bedarf der Mensch gründlicher Vorstudien und eifriger Arbeit. Nur Journalist und Schriftsteller wird man über Nacht, ohne weitere Präparation, ohne Fachkenntnisse, selbst ohne Talent. — Alles, was man zur Ergreifung dieses nicht mehr ungewöhnlichen Berufes bedarf, ist ein Tintenfaß, eine nicht gar zu verrostete Feder, und einige Octavhefte geleimten Papieres. — Wie mit einem Zauberschlage ist der Commis, der Barbier, der Postexpedient von gestern in den Autor von heute verwandelt. Victor Hugo und Nefftzer sind plötzlich seine Collegen geworden. Vorstadtblätter, in denen der Neuling

debutiren kann, existiren zu Dutzenden. Die Honorare, die man hier bezieht, bestehen freilich nur in einem Freiexemplare — — allein was thuts! Man hat doch wenigstens Gelegenheit, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen . . . man wird bekannt . . . berühmt . . . Die glänzendsten Offerten werden mit der Zeit nicht ausbleiben — und ein vergoldeter Lorbeerkranz ist das schöne Ziel, das der angehende Federheld schon gewissermaßen mit den Händen greifen zu können glaubt . . .

Die vorgeschilderten Illusionen sind so allgemein verbreitet, daß in Paris der Journalismus geradezu als die letzte Zuflucht aller verunglückten Existenzen betrachtet wird. — Der bankerotte Kaufmann, der Stutzer, der sein Vermögen durchgebracht hat, der gemaßregelte Beamte, der plötzlich brodlos geworden ist — sie alle werfen sich in letzter Linie auf das Schriftstellern. Die Lesewuth des pariser Publikums ist so kolossal, daß nicht genug geschrieben und gedruckt werden kann: was scheint also verführerischer, als hier mit dem Strome zu schwimmen, und aus dieser Begierde klingendes Capital zu schlagen?

In sehr vielen Fällen gelingt es selbst der Mittelmäßigkeit, zumal wenn sie sich aufs Intriguiren und Schwindeln versteht, eine leidliche Situation zu erringen. So kenne ich beispielsweise einen jungen Mann, der, ehedem in einem Ellenwaarengeschäfte angestellt, das Magazin mit dem Pulte des „Feuilletonisten" vertauscht hat und gegenwärtig an 10,000 Francs jährlich verdient. Seine Thätigkeit erstreckt sich ausschließlich auf die sogenannten Faits-divers, die Mannigfaltigkeiten, die sich so rasch in der Gunst der pariser Lesewelt festgesetzt haben. Die meisten seiner Artikelchen sind pure Erfindung: auch fehlt ihnen unter acht Fällen sieben Mal die Pointe! Allein er schreibt, wie die Mehrzahl der

aufgeweckten Köpfe in Frankreich, einen recht hübschen, launigen und eleganten Stil und führt regelmäßig die Straße und Hausnummer an, wo sich dieses oder jenes Ereigniß zugetragen haben soll — ein Umstand, der seinen Lügen den Schein der Wahrhaftigkeit leiht — und so kommt es, daß eines der geachtetsten Journale der Weltstadt ihm seine, unter uns gesagt, höchst werthlosen Bagatellen verhältnißmäßig glänzend honorirt.

Der junge Mann, von dem ich erzähle, hat indeß unleugbar eine gewisse Begabung. Er erfreut sich auch einer mäßigen Bildung, d. h. er kennt die Geschichte seines Vaterlandes in ihren Umrissen, und weiß, daß Friedrich der Große im vorigen Jahrhundert gelebt hat! — Ich bin überzeugt, daß er nie eine seiner erfundenen Scenen an den Dünen des böhmischen Meeresstrandes oder im pommerschen Hochgebirge spielen lassen würde. Die Namen Kant und Shakespeare weiß er an geeigneten Stellen mit viel Aplomb anzubringen. Im Conversationslexicon versteht er zu blättern, wie kein Zweiter, und einer seiner Bekannten aus dem Quartier latin war so freundlich, ihm zwanzig oder dreißig kernhafte Citate aus Plato und Aristoteles aufzuzeichnen, so daß nun auch in dieser Hinsicht für die wünschenswerthen Geistesblitze bestens gesorgt ist. Der deutschen Sprache ist er leider nicht mächtig, sonst würde er sich ohne Zweifel Büchmanns „Geflügelte Worte" anschaffen, wie kürzlich ein lübecker Correspondent der berliner „Post." Vielleicht erscheint demnächst von diesem interessanten und nützlichen Werkchen eine französische Uebersetzung. Dann ist mein junger Freund ein gemachter Mann! Seine Faits-divers werden von Gemeinplätzen aus allen Idiomen der Welt starren und die Gelehrten des „Gaulois" und des „Figaro", die bis jetzt nur über das Shakespearesche „To be or not to be" und

das Dantesche „Lasciate ogni speranza“ verfügten, dürften in ernstliche Verlegenheit gerathen, wenn sie es dem unscheinbaren Mannigfaltigkeitler zuvor thun wollen!

Es giebt indeß Hunderte von improvisirten Journalisten und Schriftstellern, denen es auch an den nothdürftigsten Fähigkeiten gebricht. Nachdem sie vier Monate hindurch vergeblich auf die „glänzenden Offerten“ gewartet haben, die ihnen aus ihren Mitarbeiterschaft au irgend einem obscuren Winkelblatte erwachsen sollten, versuchen sie es mit einem einactigen Lustspiel bei dem Théâtre Bobino oder in den Folies-Marigny. — Gleicher Erfolg. — Entweder wird ihr dramatisches Product von vornherein zurückgewiesen, oder es fällt bei der ersten Aufführung so polternd und rasselnd durch, daß der Director für eine Wiederholung dieser Blamage in den dringendsten Ausdrücken dankt. Ein Roman aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten erlebt ein nicht minder entmuthigendes Schicksal. Kein Verleger ist ungebildet genug, um den crassen Blödsinn dieses Kalibers in seine Officin zu schicken. Keine Zeitung mag ihr Rez-de-chaussée mit solchem Schunde verunreinigen. — Der unglückliche Pseudoschriftsteller läuft von Hinz zu Kunz, von Pontius zu Pilatus. Umsonst. Hier empfängt man ihn mit höflichem Achselzucken, dort weist man ihm kurzer Hand die Thür. Nach Verlauf einiger Jahre existirt in Paris kein Blatt, keine Bühne, keine Verlagshandlung, wo sich der fragliche Autor nicht unmöglich gemacht hätte. Mit Ach und Weh hat er inzwischen sein Leben gefristet. Insgeheim war er herablassend genug, Manuscripte glücklicherer Collegen ins Reine zu schreiben, Noten zu copiren, oder Unterricht zu einem Franken die Stunde zu ertheilen. Endlich wird ihm die Sache zu toll. Er ist es müde, wie ein Narr zu hoffen und zu harren. Sein Stolz

ist gebrochen; mit sich und der Welt zerfallen, beschließt er, literarischer Landstreicher zu werden.

Zunächst ersteht er für die ihm erübrigende Baarschaft einen schwarzen Frack, eine weiße Binde und einen Cylinder. Er bezahlt diese Kleidungsstücke baar, da ihm seit mehr denn zwei Jahren Niemand mehr borgt. Alsdann wandelt er zum Antiquar und kauft fünf oder sechs gelehrt aussehende Quartbände. Eine Notizmappe, eine Brieftasche und ein akademisches Tintenfaß vollenden die Ausrüstung des gerechten und vollkommenen literarischen Landstreichers.

Ich gedenke nun im Folgenden die Allgemeinheit durch einen concreten Fall zu ersetzen und zu berichten, wie ein solcher Vagabund im Frühjahr 1868 Paris verließ, um in der Provinz sein Heil zu versuchen. Glougou — so nennen wir den fahrenden Industrieritter — hatte fast fünf Jahre nach Lorbeeren gerungen, die nicht für ihn zu wachsen schienen. — Eines Morgens wappnete er sich in der oben geschilderten Weise und schrieb alsdann an einen seiner wenigen Freunde folgenden Brief:

„Mein dicker Hund! *)

„Die Atmosphäre der Hauptstadt beginnt mich anzuekeln. — Hier ist Alles Coterie, Clique, Schwindel! Das Verdienst kann in dieser Umgebung unmöglich zum Durchbruch kommen. — Ich bin daher gesonnen, ein günstigeres Terrain aufzusuchen. Ich werde zunächst mit Vorlesungen über die Dramen Victor Hugos debütiren, und zwar in Rouen. — Die kernhaften Bewohner dieser schlichten Provinzialstadt sind noch nicht von den Vorurtheilen des Pariser Pöbels angekränkelt. — Sie werden mir ein unbefangenes Gemüth ent-

---

*) Vergleiche den Brief Lolotte's in der vorigen Skizze.

gegenbringen, ein weißes Blatt, auf das ich schreiben und zeichnen kann, was mir beliebt. — Ich hoffe, mir in Rouen bald eine ehrenvolle Stellung zu erringen und werde Dich alsdann schleunigst benachrichtigen, um Dich gleichfalls zur Uebersiedlung zu veranlassen. Einstweilen würdest Du mich verbinden, wenn Du mir einige Napoleons zur Verfügung stellen könntest. Die Auslagen, welche meine Equipirung erforderte, waren stark, und ich bin Dir ja sicher! — Mit bestem Gruß

Dein alter
Glouglou."

Der „dicke Hund", an den diese Zeilen gerichtet waren, mußte indeß in die Zukunft seines Freundes kein besonderes Vertrauen haben, denn er ließ dessen Brief unbeantwortet, und als Glouglou kurz vor seiner Abreise bei ihm vorsprechen wollte, war Niemand zu Hause. Diese Treulosigkeit trug das Ihrige dazu bei, den Entschluß des verkannten Schriftstellers zu kräftigen; Geld zu machen, um jeden Preis — das war von nun an der einzige Gedanke, der in Glouglous großer Seele Raum fand. Rücksichten auf gewisse Vorurtheile von Anstand und Ehre brauchte er fürderhin nicht zu nehmen, er, den Paris ausgestoßen, er, den sein langjähriger Jugendfreund verrathen, er, den das Schicksal so zu sagen systematisch mißhandelt hatte. Was in aller Welt zeichnete denn diesen Villemessant so außerordentlich vor ihm aus, daß er, der Chefredacteur des „Figaro", von allen Parisern und Pariserinnen verhätschelt, von allen Blättern des In- und Auslandes citirt, von allen Journalisten der Welt beneidet wurde, während er, Glouglou, gesottene Kartoffeln und Speck dinirte und trotz seiner unermüdlichen Anstrengungen dem großen Publikum so unbekannt geblieben war, wie der erste beste Ouvrier aus der Vorstadt? „Villemessant hat Talent",

sprach Glouglou bei sich selbst; „aber schwerlich so viel als ich! Villemessant besitzt Kenntnisse, allein ich schwöre, daß er kein Maturitätsexamen bestehen könnte! Villemessant hat ein paar schlechte Novellen geschrieben: ich habe drei culturhistorische Romane fertig — und nur die Bornirtheit der Verleger trägt die Schuld, wenn mein Name noch nicht in beiden Hemisphären wiederklingt! Nein! Angesichts dieser unverkennbaren Ungerechtigkeit der Vorsehung wäre ich ein Feigling, wenn ich noch eine Secunde schwanken wollte! Vorwärts!"

Glouglou löste nach diesem Selbstgespräch ein Billet dritter Classe nach Rouen und drei Tage später verkündete die dortige Localpresse: „Der in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannte Literarhistoriker Glouglou werde Sonnabend den 12. April, Abends acht Uhr im großen Saale der Herren Heurtevant und Schlesinger einen Cyklus von Vorlesungen über die dramatischen Werke Victor Hugo's eröffnen." Selbstverständlicher Weise war die Bemerkung nicht vergessen: „Herr Glouglou kommt direct von Paris, wo er über die Poesien Lamartine's mit dem glänzendsten Erfolge „conferenzirte". Das Entrée setzte der neugebackene Professor auf drei Franken fest. Kinder und Militairs ohne Charge die Hälfte.

Die Idee, Victor Hugo's Dramen zum Gegenstand eines populären Vortrags zu machen, war zwar, von Glouglous Standpunkt betrachtet, eine verwegene; denn um seine dramaturgischen, ästhetischen und literaturgeschichtlichen Kenntnisse war es schlecht bestellt und überdieß fehlte ihm jedes rednerische Talent. Allein das Project hatte doch noch immer etwas halbwegs Ehrenhaftes und Nobles. Präcedenzfälle aller Art existirten zu Dutzenden. Hatte Professor B. in München nicht verschiedene Abhandlungen über Schädellehre in die Welt gesetzt, ohne von seinem Thema auch nur eine

blasse Vorstellung zu haben? War nicht Geibel als Theaterdichter, Napoleon III. als Geschichtschreiber aufgetreten? Warum sollte da Glouglou nicht einmal zur Abwechslung als theoretischer Dramaturg die Tribüne besteigen? Für die nothdürftigsten Hülfsmittel hatte er gesorgt. Unter Andern gab ihm Villemain sehr schätzbare Notizen an die Hand. Die Biographiensammlung von Vaperau besaß er gleichfalls. Er durfte also nach den Grundsätzen der modernen Populärwissenschaft die Bevölkerung von Roueu in die Schranken fordern, ohne sich eines Betrugs schuldig zu machen.

Der Leser erräth natürlich im Voraus, daß Glouglou mit seinen Vorträgen Fiasco machte. Die erste „Conférence“ war leidlich besucht; nach Abzug der Tagesunkosten verblieb unserm Pseudoprofessor eine runde Summe von zweihundert Francs. — Der zweite Versuch mißglückte indeß vollständig. Im „Journal de Rouen“ vom 13. April erschien eine vernichtende Kritik, die sich nicht nur auf die jämmerliche Leistung Glouglous, sondern geradezu auf seine Person bezog und ihn ziemlich unverblümt als frechen Schwindler bezeichnete. — Die zweite Vorlesung war daher nur von drei Personen, nämlich von dem Redner selbst, dem Saaldiener und einem pensionirten Cavallerieofficier besucht und Glouglou hatte ein Deficit von achtundsiebzig Francs zu decken. Die übrigen Journale der Normandie reproducirten die „Warnung“ des „Journal de Rouen“, so daß der vermessene Abenteurer in Hâvre, das er nunmehr zum Schauplatz seiner Thaten erkor, bereits unmöglich geworden war, bevor er noch seine Absichten öffentlich ankündigte. — Ehe drei Wochen verstrichen, gab es in Nordwestfrankreich keinen Zeitungsleser, der nicht wußte, was die Glocke geschlagen hatte. — Um eine andere Gegend des französischen Gebietes heimzusuchen, dazu fehlte es Herrn Glouglou an Geld. Er hätte sich gerne

nach Bordeaux begeben; die dortige Bevölkerung gilt für leichtgläubig; allein mit zwanzig Francs löst man kaum ein Hundebillet für diese Strecke und so tief war Glouglou noch nicht gesunken . . .

Jetzt erachtete er den Zeitpunkt für gekommen, um zu einem Mittel zu greifen, das viele seiner Leidensgenossen bereits vor ihm mit Erfolg angewandt hatten.

Er vertauschte seinen Namen mit dem eines bekannten pariser Journalisten und reiste nach Caen. — Dort bezog er eine hübsche Wohnung in einem der ersten Hotels und machte alsdann sämmtlichen Honoratioren dieser ehrsamen Provinzialstadt seine Visiten. Mit vieler Wichtigkeit ließ er überall durchschimmern, er sei gekommen, Caen und die Normandie zu studiren. Phrasen, wie: „diese hochinteressante Stadt“ — „dieses reichgesegnete Land“ — „diese originelle, tüchtige Bevölkerung“, regneten nur so von seinen Lippen. „Freilich“, sagte er zu Mr. Bloum, dem zweiten städtischen Notar, „freilich man hat schon viel über die Normandie geschrieben; . . . allein, gestehen Sie's, doch immer mehr im Genre der anmuthigen Plauderei, des Feuilletons . . . man hat die landschaftlichen Reize, die historischen Erinnerungen, die baulichen Eigenthümlichkeiten der Städte in den Vordergrund gedrängt und den Hauptnachdruck auf eine poetische, farbenreiche Schreibweise gelegt . . .“

Mr. Bloum nickte verständnißinnig.

„Ich aber“, fuhr Glouglou (oder, wie er sich jetzt nannte, Charles M . . . . . t) mit vieler Wichtigkeit fort — „ich aber werde meine Aufgabe aus einem praktischern, und darum höhern Gesichtspunkte auffassen. Ich bin gesonnen, die Normandie — und besonders Caen — in ihrer productiven Bedeutung darzustellen. Meine Arbeit wird eine nationalökonomische Monographie werden. Der Baumwollenindustrie

und dem Cidre gedenke ich eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen . . . Ich wende mich an die Gefälligkeit aller Notabilitäten von Caen . . . Nur von Ihrer bereitwilligen Unterstützung darf ich die erwünschten Resultate hoffen. Jede, auch die anscheinend unbedeutendste Notiz ist mir willkommen. Klären Sie mich über Alles auf, was Ihren Handel, Ihre Fabriken, Ihren Landbau, Ihre Bodenverhältnisse betrifft. Kein Detail ist hier überflüssig . . ."

Der Notar Bloum versprach ihm seine eifrigste Mitwirkung. Ein Gleiches that der Maire, Monsieur Dordognac; der reiche Kaufherr Babrillard in der Rue du Commerce; der Cidre-Producent Babontrain von der Place du Prince; kurz, die ganze „gute Gesellschaft" von Caen. Ueberall hatte Glouglou bescheiden anzudeuten gewagt, welchen Vortheil jeder einzelne Geschäftsmann aus dem projectirten Werke zu ziehen vermöchte . . . Eine Reclame ist nie zu verachten — und nun gar eine solche Reclame, wie Glouglou sie darbot! Ein Werk, das für ganz Europa geschrieben, ohne Zweifel im ersten Jahre drei, vier Auflagen erleben würde. — Das war denn doch zu verführerisch . . .

Vor allen Andern schien sich der Cidre-Producent Babontrain für das große Unternehmen zu interessiren. Er war außerordentlich reich, dabei eitel und ehrgeizig, und mit seinen sämmtlichen Collegen verfeindet.

„Wie wäre es", dachte Babontrain, „wenn ich Herrn Charles M . . . . . t meinen Rivalen vor der Nase wegschnappte? Schriftsteller sind gegen Geld und gute Worte nicht unempfindlich . . . Welcher Triumph, wenn in dem Buche mein Name mit allen erdenklichen Lobsprüchen überschüttet wäre, indeß Nachbar Lazaire und der dicke Jobard von drüben als unbedeutende, oder gar unsolide Kleinkrämer figurirten? Die Idee ist herrlich! . . ."

Gedacht, gethan. Vabontrain war von jetzt ab der Artigste unter den Artigen. Er lud Glouglou ein, „sein niederes Dach zu beehren“; er stellte ihm drei seiner schönsten Zimmer zu Verfügung, und bat ihn, sich ganz wie zu Hause zu betrachten. Glouglou ließ sich das nicht zweimal sagen... Er machte es sich so behaglich als möglich und bestrebte sich, die ganze Familie durch Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten aller Art für sich einzunehmen. Er spielte mit den Mädchen und tollte mit den Knaben; die Bonne kniff er in die Wangen und der Hausfrau hielt er das Garn beim Aufwickeln. Selbst den Hund streichelte er mit unwiderstehlicher Zärtlichkeit. Herrn Vabontrain selber, dessen Beweggründe er sehr bald durchschaut hatte, wußte er mit jedem Tage mehr in Eifer zu bringen. Gelegentlich las er ihm wohl eine kurze Notiz vor, die in dem künftigen Werke ihre Verwendung finden sollte. Vabontrain schmunzelte dann und rief: „Bravo, Bravissimo“, denn die fragliche Notiz war immer sehr „zweckmäßig“ arrangirt, und, wie der Cidre-Producent hervorhob, sehr wahr und gerecht. So verstrich Monat um Monat. Die Kinder des Hauses begannen Herrn Charles M.....t bereits Onkel zu nennen. Vabontrain hatte Schmollis mit ihm getrunken. Das Jahr ging zur Neige.

Da bat der Wirth seinen Gast, ihm nun endlich einmal einen Einblick in das bisher so geheim gehaltene Manuscript gestatten zu wollen. Als Freund habe er das Recht, diese Gunst zu beanspruchen. Es komme ihm vor, als bevorzuge Charles die Beobachtung zum Nachtheile der Darstellung. Er müsse doch nun allmählich mit dem Sammeln des Stoffes fertig geworden sein 2c.

Glouglou erwiederte, in drei Monaten werde er das vollendete Werk der Familie Vabontrain zu Füßen legen. Bis dahin möge man sich gedulden! Es sei ein alter schriftstelle-

rischer Grundsatz, ein Manuscript nicht eher an's Tageslicht zu ziehen, als bis der letzte Federstrich abgetrocknet sei. Uebrigens danke er seinem theuren Freunde für das fortgesetzte lebhafte Interesse.

So verstrichen abermals einige Monate. Da stieg eines Abends im Hôtel d'Angleterre ein junger Mann ab, der sich bei dem Wirth eifrig nach den journalistischen und literarischen Localverhältnissen erkundigte. Er forschte insbesondere nach Herrn Charles M.....t, der sich seit einiger Zeit Studien halber in Caen aufhalten sollte, und notirte sich die Adresse des Cidre-Producenten Vabontrain. Des andern Morgens reichte ihm der Kellner das Fremdenbuch und der junge Mann zeichnete sich zum großen Erstaunen des gesammten Hotelpersonals als „Charles M.....t, Journalist" ein.

Wenige Stunden später war Glouglou entlarvt und vor die Thür gesetzt. Charles M.....t war großmüthig genug, den literarischen Landstreicher nicht weiter zu verfolgen; er begnügte sich mit der öffentlichen Blamage seines Doppelgängers. Glouglou aber wird inzwischen sein Zelt anderswo aufgeschlagen haben — denn dumme Menschen giebt es allenthalben und Frankreich ist groß. Er kann lange herumschwindeln, bis er sich in sämmtlichen Departements unmöglich gemacht hat!

Ein ähnliche Geschichte passirte kurz vor dem Kriege dem bekannten Schriftsteller Jules Noriac mit einem verkommenen Studenten der Jurisprudenz. Auch Noriac ließ den Burschen laufen und zuckte die Achseln.

Hätte Glouglou die bei weitem glücklichere Idee gehabt, unter seinem eigenen Namen aufzutreten, so wäre es ihm vielleicht gelungen, noch einige Monate auf Kosten der Familie Vabontrain Austern zu essen und Champagner zu trinken.

Dem Cidre-Producenten war es gleichgültig, ob der Mann, den er beherbergte, bereits einen literarischen Ruf hatte oder nicht; — wenn er nur auf Nachbar Lazaire und auf den dicken Jobard von drüben schimpte . . . Alles Andere war Nebensache.

Auf diese oder ähnliche Weise lebt eine nicht unbeträchtliche Anzahl mißglückter Literaten von dem Blute leichtgläubiger Kleinstädter . . . Trotz aller Warnungen der Presse rentirt sich das Geschäft glänzend, und nach wie vor wird die Feder der letzte Rettungsanker sinkender Existenzen bleiben — sei es nun, daß der Kiel wirklich gehandhabt, sei es, daß er nur als Aushängeschild benutzt wird, um zu betrügen und zu schmarotzen.

Dem Ohne-Pränumeranten war es gleichgültig, ob der Mann, den er beherbergte, bereits einen literarischen Ruf hatte oder nicht, — wenn er nur auf Nachbar Lagaire und auf den bitteren Geboth von beiden schimpfte . . . Alles Andere war Nebensache.

Auf diese oder ähnliche Weise lebt eine nicht unbeträchtliche Anzahl mißglückter Literaten von dem Blute leichtgläubiger Kleinbürger; — Trotz aller Warnungen der Presse rentirt sich das Geschäft glänzend, und nach wie vor wird die Feder der letzte Rettungsanker sinkender Existenzen bleiben — sei es nun, daß der Kiel wirklich gehandhabt, sei es, daß er nur als Aushängeschild benutzt wird, um zu betrügen und zu brandschatzen.

Ein Opfer französischer Barbarei.

Es war an einem sonnigen Octobertage des Jahres 1870, als ich den olivenbeschatteten Weg nach dem Bello Sguardo, diesem berühmtesten aller Aussichtspunkte der „bella Firenze“ langsam hinanwandelte. — Der weithin sichtbare rothe Pavillon schien zur Stunde noch unbesucht zu sein, obgleich die krystallhelle Luft und die sehr günstige nachmittägliche Beleuchtung ein prachtvolles Panorama versprachen. Indeß, die Florentiner unterscheiden sich, was ihren Sinn für die Schönheiten ihrer Vaterstadt betrifft, durch nichts von den übrigen Sterblichen: was der Mensch jeden Augenblick genießen kann, das genießt er fast nie, und wer die Töchter Etruriens auf ihren Spaziergängen beobachten will, der suche sie nicht da, wo sich die Landschaft am reizvollsten ausbreitet, sondern da, wo es sich am bequemsten flanirt, am neuen Lung Arno, in den Parkanlagen jenseit der Piazza Vittorio Emanuele, auf dem Corso der Modewelt. Auch der Mangel an schaulustigen Touristen konnte mich nicht sonderlich befremden, denn ich hatte mich schon vielfach überzeugt, daß Italien in dieser Beziehung den Wogenschlag des verhängnißvollen Krieges eben so lebhaft empfand, als die verödete Schweiz. Museen und Galerieen waren wie ausgestorben. Kaum daß man hie und da einem langhalsigen Engländer, einer blondhaarigen Miß, oder einem Kranken begegnete, der in den Lüften des

Südens Erlösung von seinen Leiden hoffte. Wenn das Herz Europa's in wilden Zuckungen krampft, — wen wundert's, daß dann auch die entferntesten Glieder in zitternde Schwingungen gerathen?

In solche Betrachtungen versunken, schritt ich aufwärts. Die Pförtnerin mußte in der sonntäglichen Stille meine Tritte vernommen haben, denn sie öffnete mir, noch ehe ich die Schelle gezogen hatte. Ich schlüpfte durch die niedrige Thüre in den Hofraum, und eilte über die breite, geräumige Terrasse nach dem regenschirmartigen Schutzdach, dem Bello Sguardo im engeren Sinne, wo ich mich auf eine der bemoosten Steinbänke niederließ.

Da lag es vor mir in seiner leuchtenden Pracht, das stolze Florenz, die Schöpferin der italienischen Dichtersprache, die Heimath Dante's, Leonardo da Vinci's und Michelangelo's. Da ragte die gewaltige Kuppel des Doms, halb verdeckt von dem schlanken Campanile, wie ein zweiter Himmel in den Himmel! Und drüben stiegen die Ausläufer der Appenninen mit ihren schimmernden Landhäusern und Villen so mild und sonnig über der Stadt auf; drüben grüßte das anmuthige Fiesole so romantisch von seiner Höhe herab, daß der begierige Blick nicht wußte, wo er zuerst ausruhen sollte: auf dem blendenden Häusermeer, auf den Wellenlinien der Bergkette oder auf dem üppigen Teppich der Ebene, deren oliven- und weinbewachsene Felder sanft in die blauenden Hügel des Horizontes verliefen.

Es ist eine eigenthümliche psychologische Erscheinung, daß der Mensch inmitten des herrlichsten Glanzes am leichtesten zu trüben Phantasieen neigt; gleichsam, als fürchte er durch eine ungemischte Freude den Neid der Götter zu entflammen. So ging es auch mir, eine tiefe Melancholie senkte sich auf mein Gemüth.

Als ich mich eben erhoben hatte, um von einem anderen Punkte der Terrasse einen Blick auf die minder imposanten, aber gleichwohl höchst lieblichen Hügelreihen der linken Arno-seite zu werfen, ertönte das Rollen einer Droschke. Eine Minute später öffnete sich die Pforte und zwei junge Männer traten herein, um Arm in Arm nach dem Pavillon zu schleichen. Ich sage: zu schleichen, denn es dauerte unsäglich lange, bis sie die verhältnißmäßig kurze Strecke zurückgelegt hatten. Eine flüchtige Musterung der beiden Ankömmlinge belehrte mich, daß nur der eine von ihnen die Veranlassung dieses schneckengleichen Wandelns war. Sie mußten Brüder sein, denn ihre Gesichtszüge zeigten eine auffallende Aehnlichkeit, — und doch, welch' ein Unterschied zwischen dem ernsten, verständigen, trotz einer gewissen Blässe gesunden Antlitz des Führers, und der hohlen, eingefallenen, graugelben Larve des Geführten! Beide konnten noch nicht das dreißigste Jahr überschritten haben, ja, ein unbestimmtes Etwas ließ mich vermuthen, der Kranke sei der Jüngere; — aber während der Andere in straffer Haltung und männlicher Festigkeit einherschritt, schien aus diesem leidenden Körper jede Lebenskraft, jede Elasticität, jede Hoffnung entwichen. Seine tiefliegenden Augen blickten verstört zu Boden; das helle Licht des Tages schien ihn zu blenden. Sein Mund zuckte unaufhörlich und aus seiner Brust ertönte ein schrilles Keuchen, dem Tone einer Säge ähnlich, die durch grünes Holz geht. Er war so abgemagert, daß seine Arme und namentlich die langen fleischlosen Hände einen skelettartigen Eindruck machten.

„Hier, Gotthold", sagte der Gesunde, indem er sorgsam einen dicken Plaid auf die steinerne Bank breitete; „das wird Dir gut thun. Hier ist's hübsch sonnig, und die Luft ist still und mild. Sieh nur, wie herrlich die Stadt zu unsern Füßen liegt, und drüben die blauen Berge . . . So,

setz' Dich nur hierher und lehne Dich wider meinen Arm . . . nicht wahr, das ist prächtig?"

Gotthold wollte etwas erwiedern, aber ein krampfhafter Husten nahm ihm das Wort von den zitternden Lippen weg.

Der Bruder unterstützte ihn nach besten Kräften.

„Der unleidliche Husten", sagte er, als der Arme erschöpft zusammenbrach; „doch gedulde Dich nur noch ein Weilchen, Du sollst sehen, die balsamische Luft dieses Zauberlandes wird Dir bald Deine volle Gesundheit wiedergeben. Wie fühlst Du Dich jetzt?"

Gotthold gab keine Antwort. Dumpf stierte er vor sich hin. Seine Lippen zuckten heftiger als zuvor. Seine Brust hob und senkte sich wie im Fieber.

„Das Sprechen fällt Dir schwer", sagte der Andere, „und ich glaube selbst, es ist besser, wenn Du Dich schonst. Betrachte Dir lieber ein wenig das wundervolle Panorama, das sich hier in so unvergleichlicher Farbenpracht vor uns ausbreitet! Sieh' nur, wie scharf sich diese Cypressen gegen den leuchtenden Himmel abheben! wie reizend das gelbrothe Laub der Reben gegen das silbergraue Gewand der Pappeln und das dunkle Grün der Oliven abstiecht!"

Jetzt bedeckte sich der Kranke das Antlitz mit beiden Händen und brach in ein wildes, convulsivisches Schluchzen aus. Er bebte am ganzen Leibe und ließ von Zeit zu Zeit unzusammenhängende Rufe erschallen, unter denen ich die Worte : „Zerschmettert, begraben!" und : „O, Emilie, Emilie, Du, Du . . .!" deutlich unterscheiden zu können glaubte.

Der Bruder des Unglücklichen wandte den Kopf ab. Er biß sich auf die Lippen. Eine Thräne stahl sich langsam aus seinem dunklen Auge und rollte heiß uud voll über die Wangen hinab. Dann faßte er sich rasch, und mit freund-

lichem Lächeln zu Gotthold gekehrt, sprach er in fast scherzhaftem Tone:

„Sieh', Lieber, wenn Du weinst, so kann ich unmöglich verstehen, was Du von mir willst. Sammle Dich doch ein wenig, ich bitte recht schön! Soll ich Dich wieder nach dem Wagen führen? oder wollen wir nach der anderen Seite der Terrasse gehen?"

Die wohlgemeinte Rede verfehlte ihre Wirkung. Der Kranke verfiel in einen vollständigen Weinkrampf. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. Ein Mark und Bein erschütterndes Keuchen rang sich in heftigen Stößen aus seiner gemarterten Brust los. Seines Körpers nicht mächtig sank er auf die Seite und wäre ohne Zweifel von der Bank auf den Boden gestürzt, hätte ihn sein Bruder nicht zur rechten Zeit ergriffen und festgehalten.

Der Gefährte des beklagenswerthen jungen Mannes blickte rathlos um sich.

Ich hatte mich bisher abseits gehalten und gethan, als sei ich nur Auge für die Schönheit der landschaftlichen Umgebung.

Jetzt erachtete ich es für meine Pflicht, heranzutreten. Ich konnte es dem Bruder unmöglich überlassen, den Kranken allein über die lange Terrasse zu schleppen.

„Ich will Ihnen helfen, den Herrn nach dem Wagen zu bringen", sagte ich, mich höflich verbeugend.

„Ich werde Ihnen sehr verbunden sein", entgegnete der Angeredete, nicht ohne leicht zu erröthen.

Wir machten den Versuch, den Unglücklichen, der noch immer krampfte und stöhnte, aufzurichten.

Vergebens. Seine Glieder waren starr und steif wie die einer Holzpuppe. Wir mußten fürchten, durch einen vorzeitigen Transport das Uebel zu verschlimmern.

Als vorsichtiger Tourist trage ich stets ein kleines Reise-Necessaire nach Art derer bei mir, wie sie Arthur Michelis in seiner höchst praktischen „Reiseschule" empfiehlt.

Ich zog also ein Fläschchen mit einer stärkenden Essenz aus der Tasche und ließ ihre oft bewährte Wunderkraft auf das arme Geschöpf, das wimmernd auf dem Plaid lag, einwirken. War es die belebende Macht des Heilmittels, oder hatte der Sturm, der in der Brust des Leidenden tobte, seinen Höhepunkt erreicht? — kurz, nach Verlauf weniger Minuten schien die Wildheit des Anfalles merklich gebrochen; das Aechzen ward leiser und dumpfer, und schließlich verstummte es völlig, um einer schlafähnlichen Mattigkeit Platz zu machen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr", sagte der Andere in warmem Tone; „wenn Sie nun Ihrer Freundlichkeit die Krone aufsetzen wollen, so unterstützen Sie mich ein wenig bei der schwierigen Uebersiedlung in die Droschke."

„Ich freue mich, Ihnen gefällig sein zu können", entgegnete ich herzlich. „Die Sache wird leichter gehen, als wir uns vorstellen. Jetzt, da die normale Ruhe in den Organismus wieder eingekehrt ist, können wir den Kranken einfach wie ein Kind hinübertragen."

Wir schickten uns an, den schlaffen Körper Gotthold's emporzuheben.

„Ist der Anfall von heute der erste dieser Art?" fragte ich leise.

„Ja und nein", erwiederte der Bruder. „So heftig und bösartig haben wir noch keinen erlebt."

Wir trugen den jungen Mann schweigend nach dem Wagen und betteten ihn so sanft als möglich in den Kissen des Rücksitzes. Ferdinand — dies war, wie ich später er-

fuhr, der Name des Andern — setzte sich auf einen der Vorderplätze.

„Wollen Sie uns begleiten?" fragte er freundlich. „Ich bringe meinen Bruder nur zu Bette und überlasse ihn dann der Fürsorge der alten Margarita, unserer Hausdienerin. Wir können uns dann bei einem Glase Wein von den Anstrengungen dieser traurigen Minuten erholen."

Ich hatte nichts Besseres vor, und da der junge Mann mir gefiel, so sagte ich mit Vergnügen Ja, und nahm ohne weitere Umstände an seiner Seite Platz.

Wir fuhren langsam die Anhöhe hinab und durch die Porta Romana in die Stadt ein. Nach fünf Minuten passirten wir den Arno und machten schließlich vor einem hübschen dreistöckigen Hause an einem der nördlichen Quais, unweit des Ponte Vecchio Halt. Wir hatten unterwegs nur wenige Worte gewechselt, und auch diese betrafen nur gleichgiltige Dinge. Ferdinand schien in Gedanken versunken und ich mochte das Gewebe seiner Ideen nicht unterbrechen.

Eine große Menge neugieriger Sonntagsbummler umringte uns, als wir jetzt den zum Sterben abgematteten Gotthold aus der Karrosse hoben. Ein Zug von Unwillen prägte sich auf dem ernsten Antlitz meines Begleiters aus. In barschem Tone forderte er das Publikum auf, Platz zu machen. Wir trugen den Kranken in ein freundliches Parterrezimmer. Ferdinand ersuchte mich, im anstoßenden Gemach auf ihn zu warten. Ich setzte mich auf einen Lehnstuhl und faltete die Hände müßig auf der Brust. Ich befand mich augenscheinlich im „Salon" der beiden Brüder, der gleichzeitig dem Aelteren als Arbeitszimmer dienen mochte. Dafür sprachen wenigstens die Bücher und Brieftaschen, die in malerischer Unordnung auf einem der Tische lagen.

Inzwischen hörte ich im Vordergemach die trippelnde Geschäftigkeit einer Alten, die in emsiger Hast auf- und abpantoffelte, während ein dumpfer, klagender Ton, der von Zeit zu Zeit herüberscholl, deutlich verrieth, daß Gotthold noch immer an den Nachwehen seines Krampfes litt.

Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete sich die Thüre. Ferdinand trat ein. Er sah blaß aus, — blässer noch als zuvor. Seine Lippen kräuselten sich zu einem erzwungenen Lächeln.

„Er schläft", sagte er.

„Um so besser", entgegnete ich; „der Schlaf ist der beste Arzt . . ."

Ferdinand blickte sinnend vor sich hin.

„Jetzt, nachdem das vorüber ist", sagte er nach einer Weile, „gestatten Sie mir, daß ich nachträglich einer Form genüge, die ich unter den vorwaltenden Umständen vernachlässigen mußte . . . oder wenigstens durfte. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich heiße Ferdinand G.....d, und bin meines Zeichens Doktor der Philosophie. Der arme Junge da drinnen ist mein jüngerer Bruder Gotthold . . . Er war bis vor Kurzem Kaufmann in Paris . . ."

Er seufzte . . .

Ich nannte ihm meinen Namen.

„In Paris?" fragte ich dann, an den Schluß seiner Rede anknüpfend. „So haben Sie am Ende gar die Schrecknisse der jüngsten barbarischen Epoche in diesem modernen Babel miterlebt . . .? Denn ich setze voraus, daß Sie schon seit längerer Zeit mit Ihrem Herrn Bruder zusammenwohnen . . ."

Ein schmerzlicher Zug spielte wie Wetterleuchten auf seinem bleichen Antlitz.

„Sie setzen voraus“, sagte er, „daß eine Krankheit, wie die meines Bruders, nicht erst seit wenigen Wochen datiren kann, und da Sie mich jetzt als seinen Begleiter sehen . . .“

Er brach ab.

„Kommen Sie“, sprach er in festerem Tone, „unser Gespräch könnte ihn wecken! Lassen Sie uns in die erste beste Osteria gehen, dann sollen Sie hören, was Sie wissen wollen. Die Geschichte meines unglücklichen Bruders ist traurig, unsäglich traurig, und wenn ich auch nicht erwarten kann, daß Sie nach so flüchtiger, kurzer Bekanntschaft bereits ein tieferes persönliches Interesse an uns nehmen, so werden Sie dem Schicksal des armen Jungen Ihre Theilnahme doch schwerlich versagen können.“

Er ergriff seinen Hut. Langsam und lautlos durchschritten wir das Gemach, in welchem Gotthold jetzt verhältnißmäßig ruhig schlummerte. Die alte Margarita, die ihm zu Häupten saß, legte sorglich den Finger auf ihren Mund, wie um uns Stille zu gebieten.

Wir wandelten den Lung Arno entlang, und bogen im Portico degli Uffizi ein. Ferdinand hatte seinen Arm in den meinen gelegt; es war als müsse es so sein. Wir wechselten keine Silbe. Auf der Piazza della Signoria blieb er stehen. Der alterthümliche Thurm des Palazzo Vecchio funkelte im letzten Purpur der scheidenden Sonne. Unten auf dem Platze, und vor Allem in der Loggia dei Lanzi, jener berühmten steinernen Halle mit den Bildwerken Fedi's und Giovanni da Bologna's, lagerte bereits eine bläuliche Dämmerung.

„Sehen Sie die Sabinerin“, sagte Ferdinand, „wie verzweifelt sie sich in den Armen ihres römischen Entführers windet! Sie läßt vielleicht ihr ganzes Lebensglück hinter sich, einen Gatten, ein geliebtes Kind, oder einen angebeteten

Bräutigam : aber das Fatum ist unerbittlich. Mit ehernen Griffen hält der Barbar seinen Raub umschlungen : was kümmert ihn die Qual eines zertretenen Herzens . . .?"

Er schien einen Augenblick heftig bewegt. Seine Stimme bebte; er preßte die Hand fest auf meinen Arm.

„Und doch", fuhr er nach einer Weile fort, „wie berechtigt ist eine Unthat, die der Egoismus diktirt, im Vergleich mit dem Frevel, der aus der giftigen Quelle der elenden Rachsucht, des Neides, der Bosheit, der niederträchtigen Wuth fließt; zumal wenn diese gemeinsten aller menschlichen Instinkte ihre verruchten Finger an unschuldige, wehrlose Opfer legen! Wahrlich, der Bandit, der um des schnöden Goldes willen einen Mord begeht, steht in meinen Augen hoch über dem erbärmlichen Feigling, der im Aerger über einen erlittenen Schaden ein Kind mißhandelt!"

Ich erwiederte Nichts. Schweigend eilten wir über die Piazza. Wenige Minuten später saßen wir in einer der berühmtesten Osterien der Via Calzajoli. Der Wirth setzte uns einen binsenumflochtenen „Fiasco" vor. Nachdenklich goß Ferdinand den purpurnen Rebensaft in die großen Kelchgläser.

„So", sagte er, „und nun lassen Sie uns auf den baldigen Fall der französischen Hauptstadt anstoßen!"

Seine Augen leuchteten wild auf; aber bald nahm sein Antlitz wieder jenen sinnenden, träumerischen Ausdruck an, der zwar kein unheilbares Leiden der Seele verrieth, aber mich doch unendlich wehmüthig stimmte.

„Sie fragten mich", hub er nach einer Weile an, „ob wir die Schreckenstage der Pariser Pöbelwirthschaft noch miterlebt hätten . . . Rufen Sie sich die traurige Gestalt meines unglücklichen Bruders in's Gedächtniß, und betrachten Sie ihn als Antwort auf Ihre Frage. — Gotthold ist einer

von den vielen Tausenden, die dieses nichtswürdige Volk auf dem Gewissen hat: aber ich glaube, unter den vielen Tausenden sind nur wenige Fälle zu finden, in denen das Verhängniß so grausam wüthete, als gegen ihn und sein Lebensglück . . ."

Ich machte eine stumme Bewegung der Theilnahme.

„Rücken Sie näher her zu mir. Es widerstrebt mir, von diesen Ereignissen mit lauter Stimme zu reden."

Als ich diesem Wunsche entsprochen hatte, hub er ungefähr folgendermaßen an:

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Gotthold seines Zeichens Kaufmann ist. Er war vier oder fünf Jahre lang in einem der hervorragendsten Häuser der französischen Metropole thätig. Zu Anfang dieses Jahres sah er sich in der angenehmen Lage, sich selbstständig zu etabliren . . .

Es ist nicht überflüssig, Ihnen ein Bild von Gotthold's Charakter zu entwerfen. Ohne auffallend begabt zu sein, vereinigt, — oder vereinigte — er alle Eigenschaften, die man von einem tüchtigen Geschäftsmanne erwarten darf. Pünktlich bis zur Pedanterie, von eisernem Fleiß, treu und ehrlich wie Gold, besaß er eben so gründliche als umfassende Kenntnisse. Im Privatverkehr konnte man sich keinen liebenswürdigeren Menschen denken, als unseren Gotthold. Seine Gefälligkeit grenzte fast an jene Gutmüthigkeit, die das große Publikum nur beschränkten Geistern zuschreibt. Die Anmuth seiner Manieren, sein bescheidenes, anspruchloses Wesen, seine erprobte Geradheit und Aufrichtigkeit machten ihn zum Lieblinge Aller die ihn kannten. Was mich betrifft, so war mein Verhältniß zu ihm das schönste und erfreulichste von der Welt. — Ich befand mich seit zwei Jahren in Paris, wo ich auf der Bibliothek arbeitete. So verschiedenartig unsere beiderseitige Thätigkeit war, so vollkommen har-

monirten unsere Charaktere. Nie habe ich an Gotthold jene geschäftsmännische Geringschätzung gelehrter Forschungen bemerkt, die uns so häufig den Umgang mit Kaufleuten unerquicklich macht. Er gestand wohl zu Zeiten mit einem liebenswürdigen Lächeln zu, meine griechischen Palimpseste seien ihm böhmische Dörfer : aber stets betrachtete er meine Studien mit einer Art von heiliger Scheu, die etwas unendlich Rührendes hatte. Die Einfachheit seiner äußeren Lebensweise war musterhaft zu nennen. Wenn er seine Bureaux verließ, speisten wir zusammen in einem jener bescheidenen Etablissements de Bouillon. Abends besuchten wir zuweilen das Theater, zumal die Oper; das war der einzige Luxus den er sich gestattete. — Während ich das ernste Schauspiel und die bildenden Künste vorzog, schwärmte er für Musik. Auf seinem Pianino konnte er oft bis tief in die Nacht hinein die Meisterwerke der deutschen Tondichter interpretiren . . .

„Ich habe genug gesagt. Sie sind hinlänglich Menschenkenner, um sich an den fünf Fingern abzuzählen, daß ein Jüngling wie Gotthold dem politischen Tagestreiben fern stehen mußte, selbst wenn er nicht in einem fremden Staate, sondern daheim, wo er die Rechte eines Bürgers genoß, gelebt hätte . . .

„Wir erfreuten uns nicht gerade einer besonders zahlreichen Bekanntschaft. Doch gingen wir bei dem früheren Prinzipal Gotthold's noch immer aus und ein.

„Es war im März dieses Jahres, als ‚Monsieur l'Ours', wie mein Bruder den alten Herrn seines mürrischen Wesens halber zu nennen beliebte, uns zu einem glänzenden Balle lud. — Monsieur l'Ours war ein Deutscher. Er versammelte auf seinen Festen die Elite der deutschen Kolonie. Wir machten also sorgfältig Toilette, und trafen gerade spät genug ein, um einer langen Begrüßung des Wirthes überhoben

zu sein. Sofort faßten wir in einer Nische Posto und ließen die hin- und wider wogende Gesellschaft Revue passiren.

„Ein junges Mädchen in rosarother Robe fesselte meine Aufmerksamkeit. Sie war bildschön; ich suche vergeblich nach einem andern Ausdrucke, um Ihnen von dem Reiz dieser lieblichen Erscheinung einen entsprechenden Begriff zu geben. Schön wie ein Bild, sage ich, denn die Kunst des Malers idealisirt, sie faßt das Fragmentarische in vollendeter Harmonie zusammen. So schien auch aus diesem Antlitz alles Störende, Zufällige getilgt; nur das Vollgiltige, Ewige war geblieben. Die Sprache behauptet nicht zu viel, wenn sie solche Wesen Engel nennt, wenn auch die Briefsteller für Liebende das Wort profanirt haben . . ."

Er hielt einen Augenblick inne. Seine Stimme hatte während der letzten Secunden gezittert. Er ergriff das Glas und leerte es auf Einen Zug.

„Sie war also himmlisch", fuhr er fort, „und doch wieder so irdisch, so lebensfrisch, so warm, daß ich an mich halten mußte, um meinem Entzücken nicht durch einen lauten Jubelschrei Luft zu machen.

„‚Gotthold', sagte ich, indem ich ihn leise am Arm stieß; ‚Gotthold, sieh dort hin . . . Welch unvergleichliches Geschöpf!'

„Gotthold hörte nicht. — Er stand da wie ein armer Sünder vor dem strafenden Blicke des Heilandes. Hatte die überraschende Erscheinung mich in eine Art künstlerischer Extase versetzt, so mußte sie auf Gotthold's stilleres Gemüth einen noch tieferen, unmittelbareren Eindruck gemacht haben, denn der gute Junge ward blaß und roth und roth und blaß wie ein Kind. Ich, der mehr reflectirende, kritische Geist, vermochte selbst vor einer Erscheinung, die alle Sinne zu bestricken schien, eine gewisse Freiheit zu bewahren. Gotthold dagegen,

der nie seine Enpfindungen zergliedert hatte, war mit Einem Schlage gefangen, ohne daß er nur den Versuch gewagt hätte, sich zu sträuben.

„Das reizende Mädchen hieß Emilie B . . . y. Sie war die einzige Tochter eines bedeutenden deutschen Journalisten, — des Pariser Correspondenten der ****Zeitung . . .

„Ich darf Ihnen die weiteren Details dieses Liebesromans ersparen. — Wir ließen uns der jungen Dame vorstellen, wozu Gotthold sich erst nach langem Zögern zu verstehen vermochte. Er tanzte an ihrer Seite die Quadrille; sie vollendete durch den bestrickenden Zauber ihrer Stimme den Reiz ihrer Erscheinung. Als wir heimkamen, war Gotthold ein anderer Mensch. Er lachte und weinte wie ein Besessener. Ich kannte den stillen Jungen von ehedem nicht wieder. Jubelnd fiel er mir um den Hals und küßte mich so wild, so feurig, wie nur ein Verliebter zu küssen im Stande ist.

„Stille Wasser sind tief, sagt das Sprichwort mit Recht. So weit ich um Gotthold's früheres Leben wußte, hatte er nie das gehabt, was die moderne Salonsprache als Primanerliebe bezeichnet. Er galt sogar bei einzelnen unserer Kameraden für einen Weiberfeind. Kalt und gleichgültig nannte er sich selbst bei jeder Gelegenheit. Um so verzehrender ergriff ihn jetzt die unendliche Gluth seiner ersten gewaltigen Leidenschaft. Ich habe nie etwas Aehnliches erlebt. Ich hatte geglaubt, einer solchen Liebe, wie sie Gotthold zu Emilien empfand, sei nur ein Weib fähig; sie füllte sein Wesen so vollständig aus, sie ward so ganz und gar der Kern seiner Existenz, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte: dieses Herz wird den Verlust seines höchsten Kleinods nicht überdauern!

„Doch ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, daß Gotthold Gegenliebe fand. Nach Verlauf eines Vierteljahres hatte Emilie ihr Jawort gegeben; ein glücklicheres Paar war nicht zu denken! — Als ich erkannt hatte, wie es um Gotthold stand, war ich natürlich bemüht gewesen, seine Absichten nach Kräften zu fördern. Es konnte mir nicht schwer fallen, uns Zutritt in das gastfreie Haus des wackeren B . . . . y zu verschaffen. Der greise Herr schloß bald Freundschaft mit mir, da unsere beiderseitigen Ansichten und Neigungen vortrefflich mit einander harmonirten; und während ich so den Papa absorbirte, schwatzte Gotthold mit der holden Emilie über ihre Zukunft. Sie verlobten sich am fünften Mai, dem Geburtstage Gotthold's, und der Vater gab bereitwilligst seinen Segen. Im Herbst sollte die Hochzeit sein.

„Emilie liebte ihren Bräutigam zärtlich; und wahrlich, wenn ein Mensch die Liebe dieses herrlichen Geschöpfes verdiente, so war es mein Bruder. Der gute Junge entfaltete jetzt Talente, die ich ihm nie zugetraut hätte. Er componirte ihr die reizendsten Melodien; ja, ich habe ihn stark im Verdacht, dann und wann den Pegasus bestiegen zu haben; wenigstens fand ich einmal auf dem Pulte ein rosafarbenes Billet mit der vielversprechenden Ueberschrift: ‚An die Geliebte.‘ Weiter war das Manuscript nicht gediehen, und ich scheute mich, den Frieden seines glücklichen Gemüthes durch eine unzarte Frage zu stören. Nie war ein Liebhaber ritterlicher als Gotthold. Er hätte im buchstäblichen Sinne den Handschuh der Geliebten aus dem Zwinger der reißenden Bestien heraufgeholt. Und dabei entwickelte er einen Fleiß in seinem Geschäft, der mir geradezu unbegreiflich erschien. Seine Arbeitskraft war verdoppelt: ich würde in gleichem Falle nicht im Stande gewesen sein, eine Feder anzurühren.

„‚Verliebe Dich nur erst einmal so recht gründlich‘, gab er mir zu Antwort, als ich ihm eines Tages meine Verwunderung ausdrückte, ‚und Du wirst sehen, wie unglaublich es unsere Energie beflügelt, wenn wir wissen, für wen wir arbeiten!‘

„Er mochte Recht haben, und jedenfalls war seine Emilie eines regen Kampfes werth. Ihre geistigen Vorzüge entsprachen denen ihres Körpers. Ein feurige Phantasie war der vorwiegende Zug ihres Charakters. Witzig und schalkhaft zum Entzücken, fehlten ihr nicht die gediegeneren Grundlagen einer tüchtigen Bildung, ohne daß sie indeß im Punkte der Kenntnisse besonders excellirt hätte. Ihre Leidenschaft für Musik kannte keine Grenzen, und hier war es, wo die beiden Charaktere der Liebenden sich am innigsten berührten. Was mich persönlich an Emilien am meisten bezauberte, war die reizende Weiblichkeit ihres Wesens und die frische Lebensfreude, die auf ihrer lieben, hohen Stirne leuchtete.

„Brauche ich Ihnen die rosigen Pläne, die das junge Paar für die Zukunft entwarf, brauche ich Ihnen die funkelnden Hoffnungen zu schildern, die jede ihrer Stunden mit einem Schimmer halbgeahnter und doch so ungekannter Seligkeiten kommender Tage verklärten? Es ist die alte Geschichte, die ewig neu bleibt! — Genug, Gotthold und Emilie waren glücklich, wie man in diesem irdischen Dasein nur glücklich zu sein vermag . . . In süßer, banger Erwartung schlugen ihre Herzen dem Herbste entgegen, der sie für immer vereinigen sollte.

„Da brach wie ein Blitz aus heiterem Himmel das französische Kriegsgeheul über unsere sorglosen Häupter herein. Der corsikanische Despot warf unter dem Beifall der ungeheueren Mehrheit seines eitlen Volkes dem greisen Schirmherrn Deutschlands den Fehdehandschuh vor die Füße, und

ehe man noch recht zu Athem gekommen war, standen sich die Heere beider Nationen an den Grenzen gegenüber.

„Es war ein harter Schlag für das aufblühende Unternehmen meines Bruders; allein er murrte nicht. Wer fand in dieser Epoche des heiligen deutschen Zornes Zeit, an sein Ich zu denken? Der Schrei der Entrüstung, der auf jeder ehrlichen deutschen Lippe zitterte, verhinderte den Seufzer um die herben materiellen Verluste . . .

„Die Situation der in Paris angesessenen Deutschen war von dem Momente der Kriegserklärung an eine höchst prekäre. Man mußte entweder zu den schamlosesten Verunglimpfungen des deutschen Namens schweigen, oder man setzte sich den mißlichsten Scenen aus.

„Ich machte daher bereits in der letzten Woche des Juli meinem Bruder den Vorschlag, die feindliche Hauptstadt zu verlassen, — zumal ich den Charakter der ‚großen Nation‘ hinlänglich kannte, um vorauszusehen, daß sich unsere Lage nach dem ersten Siege der deutschen Waffen in's Unberechenbare verschlimmern würde. Allein Gotthold versicherte mich, wenn er sein Geschäft jetzt schlösse, so sei er ein ruinirter Mann, — und so blieben wir. — Hundertmal habe ich es bereut, daß ich damals nicht energischer aufgetreten bin! Es war mir, als liege die Zukunft wie ein Buch vor mir aufgeschlagen. Ich wußte, daß der frevelhafte Uebermuth dieser ehrlosen Cancantänzer blutig gezüchtigt werden würde; ich ahnte es, daß die schamlosen Wichte ihre blinde Wuth an den friedlichen Opfern auslassen würden, die bisher arglos in ihrer Mitte gewohnt und so unendlich viel zur Hebung ihres Nationalwohlstandes beigetragen hatten. Wir gehörten freilich nicht zu Frankreichs officiellen Feinden; unsere Familie wohnt in Salzburg, und Niemand dachte daran, daß Oesterreich sich den deutschen Alliirten anschließen würde:

allein ich war lange genug in Paris gewesen, um über die geographischen Begriffe der Franzosen im Reinen zu sein, und überdieß hätte ich es fast als eine Beleidigung betrachtet, wäre mir zugemuthet worden, unter der Firma eines Nicht-Deutschen um wälsche Duldung zu bitten.

„Mein Bruder also bestand darauf, zu bleiben. ‚Was haben wir zu fürchten?‘ sagte er. ‚Ist nicht Fürst Metternich da?‘

„‚Sehr wohl‘, sagte ich; ‚aber Fürst Metternich wird uns, wenn es Noth thut, wenig nützen.‘

„‚Du siehst zu schwarz, lieber Bruder!‘ entgegnete Gotthold lächelnd; ‚was kann man uns anhaben? — Unsere Sympathien stehen uns nicht an der Stirne geschrieben; und wer weiß? vielleicht kommt es schneller zum Frieden, als es den Anschein hat. Wenn ich reise, so setze ich Alles auf's Spiel; wenn ich bleibe, so habe ich schlimmsten Falls die Aussicht, ein paar unangenehme Auftritte mit irgend einem verrückten Chauvinisten zu bestehen . . . . So lange Emiliens Vater hier bleibt, wollen auch wir bleiben.‘

„Kurz und gut : wir blieben. Ich hatte natürlich keine Lust, den jüngeren und, wie ich wohl sagen darf, in mancher Beziehung unerfahreneren Bruder allein zu lassen.

„Im Anfang ging die Sache auch ganz erträglich. Die Rundzüge durch die Straßen und Boulevards mit dem stupiden Geschrei ‚A Berlin! à Berlin!‘ ekelten mich zwar so herzlich an, daß ich mich mehrmals versucht fühlte, einem der lautesten Spitzbuben die Faust in's Gesicht zu legen : allein ich bedachte zur rechten Zeit meine Lage und begnügte mich mit einem verächtlichen Achselzucken. Im Uebrigen blieben wir unbelästigt, abgesehen von den Schimpfwörtern, mit denen uns der Pöbel dann und wann bombardirte, wenn wir es gewagt hatten, auf offener Straße Deutsch zu sprechen.

„Gotthold lebte zurückgezogener als je. Begreiflicher Weise fehlte uns die Lust, den Schaustellungen der französischen Bühnen zu einer Zeit anzuwohnen, da vielleicht Tausende unserer Brüder unter den französischen Kugeln bluteten. Unsere Erholungen nach den Arbeiten des Tages beschränkten sich daher auf einen Spaziergang nach den Anhöhen von Chaumont, diesem Lieblingsplatze meiner Schwägerin, wie ich die Braut Gotthold's in scherzhafter Anticipation zu nennen pflegte.

„Die Schlacht von Weißenburg war geschlagen. — Die Aufregung, welche sich des Pariser Pöbels bemächtigt hatte, glich dem dumpfen Gebrause der hohlgehenden See. Brüllende Rotten durchzogen die Straßen und stießen wilde Verwünschungen gegen die ‚frechen Barbaren' aus, die es gewagt hatten, sich nicht sofort von den Afrikanern MacMahon's besiegen zu lassen. Mir schwoll das Herz vor unsäglicher Freude bei dem Anblick dieser durchgreifenden Wirkung der deutschen Waffenthat! So mußte es kommen! Nicht nur der Krieg mußte von Deutschland gewonnen werden, sondern auch die erste bedeutendere Schlacht! Ha, das gohr in den giftgeschwollenen Gemüthern dieser eitlen Sippe! Herrlich, herrlich!

„In dieser Stimmung schritten wir, Gotthold, Emilie und ich, eines Tages unserm gewohnten Ziele, den prächtigen Buttes Chaumont zu.

„Emilie war fast übermüthig. Sie scherzte und lachte so keck und frisch in die blaue Abendluft hinein, daß ich fast besorgte, das Publikum, dessen wogende Schaaren mit finsteren Gesichtern um uns herum brandeten, möge die Ursache dieser Lustigkeit ahnen und unangenehm werden. Aber er stand ihr so reizend, dieser naive Patriotismus, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie auf meine Bedenklich-

keiten aufmerksam zu machen. Auch schienen die Leute sich in der That wenig um uns zu kümmern.

„Da plötzlich, als wir eben das Boulevard von Belleville betraten, schlug ein Geheul au unser Ohr, wie ich es nie zuvor vernommen hatte. Es war, als ob ein Rudel hungriger Wölfe daher gefegt käme, so wild und widerwärtig wälzte es sich die breite Allee entlang.

„In gewissen Stadtvierteln war des Morgens beflaggt worden. Eine angebliche Siegesnachricht hatte den üblen Eindruck der Weißenburger Affaire größtentheils verwischt. Wir unsererseits glaubten keine Secunde an ihre Begründung. Der erste Triumph der deutschen Heere hatte uns mit einem fast blind zu nennenden Vertrauen erfüllt, und überdieß kannten wir das zweite Kaiserreich hinlänglich, um zu wissen, was von seiner Wahrheitsliebe zu halten sei.

„Das Wuthgeheul, das uns jetzt entgegenbrauste, schien unsere Ansicht zu bestätigen.

„Verrath! Verrath! erscholl es jetzt von allen Seiten. Tod den preußischen Spionen! Sie haben uns den Feldzugsplan gestohlen! Nieder mit den Preußen! à bas Bismarck!

„Es war eine etwa tausend Mann starke Schaar Ouvriers, in blauen und weißen Blousen, die auf diese Weise ihren gepreßten Empfindungen Luft machten. Aber auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl wohlgekleideter Personen hatte sich der Demonstration angeschlossen.

„Derartige Rufe und Redensarten waren nun zwar schon bei anderen Gelegenheiten gehört worden; allein die sichtbare Steigerung, die diesem neuen Wuthausbruch eigenthümlich war, legte die Vermuthung nahe, es müsse etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein.

„Jetzt waren wir von der heulenden Rotte so gut wie umringt. Wir verhielten uns so still und gleichgültig, daß

man uns unmöglich das fieberhafte Interesse, welches wir an dem ganzen Zwischenfalle nahmen, anzusehen vermochte.

„‚Was ist denn los?‘ fragte ein beleibter Bourgeois, der in diesem Augenblicke herbeieilte . . .

„‚Verrath! Niederträchtiger Verrath!‘ antworteten ihm zwei, drei Stimmen zugleich. ‚Ein verdammter Börsenjobber hat uns heute Morgen vorgeschwindelt, unsere Armee habe 25,000 Preußen sammt dem Kronprinzen gefangen genommen, und nun kommt die unglaubliche Nachricht, daß Mac-Mahon eine Schlacht verloren hat; daß unsere Armee auf dem Rückzug begriffen ist; daß diese frechen Prussiens avanciren! . . . Hol Sie der Teufel, diese verruchten Spitzbuben . . .‘

„‚Unmöglich!‘ schrie ein Anderer, der gleichfalls herzugekommen war, um sich von der Ursache der allgemeinen Aufregung zu überzeugen; ‚unmöglich, sage ich Euch! MacMahon sollte sich von diesen armseligen Hungerleidern zurückwerfen lassen! Pah, das macht einem Narren weiß.‘

„‚Wahr bleibt wahr‘, rief ein Ouvrier; ‚da nützt alles Zweifeln und Leugnen nichts. Aber wem verdanken wir diese Schlappe? Niemand Anderem, als den vermaledeiten Spionen. Diese Prussiens haben ihre Kundschafter überall zu Dutzenden sitzen! Wenn diese Schleicher unseren Generälen nicht den Angriffsplan aus der Tasche gestohlen hätten, so stünden wir heute vor Mainz und morgen in Berlin! Aber so kommen sie, ehe wir eine Ahnung haben, in ungeheurer Uebermacht darauf losmarschirt, und greifen uns an! Sie wußten eben, daß da bei Wörth nur ein paar Regimenter standen, weil's ihnen die Spione verrathen hatten! Flugs sind sie da und putzen sie weg! Aber wartet nur, wir wollen's ihnen eintränken! Nieder mit den Spionen! A bas Bismarck!‘

„Er hatte kaum ausgeredet, als etwa zwanzig Schritte abseits ein gelles Jammergeschrei erscholl.

„Der Pöbel hatte einen Unglücklichen, der so unvorsichtig gewesen war, den Mund zu öffnen und auf diese Weise seine deutsche Abkunft zu verrathen, beim Kragen gepackt, und unter den Rufen: ‚Ein Spion! Auf ihn! Schlagt den Hund todt!‘ zu Boden geworfen.

„Faustschläge und Fußtritte hagelten auf den Beklagenswerthen nieder. Kein Polizist war in der Nähe; keine Stimme erhob sich zu Gunsten des Mißhandelten. In wenigen Minuten konnte er eine Leiche sein.

„Gotthold sprach ausgezeichnet Französisch. Er brauchte nicht zu fürchten, daß man ihn als Ausländer erkennen würde. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Mit einer Energie, die ich ihm nie zugetraut hätte, drängte er sich durch die wüthenden Volksmassen, Emilien mir überlassend. Drei, vier Secunden später stand er an der Seite des wimmernden Opfers.

„‚Laissez cet homme-là, s'il vous plaît‘, sagte er in höflichem, aber festem Tone. ‚Wenn er wirklich ein Spion ist, so wird er der gerechten Strafe nicht entgehen; aber es ist einer großen Nation unwürdig, einen wehrlosen Menschen auf einen bloßen Verdacht hin zu mißhandeln!!‘

„Das sichere, ruhige Wesen Gottholds schien den Leuten zu imponiren. Sie traten zurück, und der Unglückliche konnte sich erheben.

„Er bot einen entsetzlichen Anblick. Sein Gesicht war blutüberströmt. Unter dem linken Auge klaffte eine breite Wunde, die von einem scharf beschlagenen Absatz herzurühren schien. Seine Kleider hingen in Fetzen um seinen zitternden Körper.

„‚Ich danke Ihnen, mein Herr‘, stammelte er in gebrochenem Französisch; ‚möge es Ihnen Gott vergelten.‘

„‚Nach der Wache!‘ riefen jetzt die Blousenmänner; ‚es muß ihm wenigstens der Prozeß gemacht werden. Er ist ein Preuße!‘

„Gotthold versuchte nochmals sich in's Mittel zu legen. Ich war mit Emilien so weit als möglich abseits getreten. Sie war nicht zu bewegen gewesen, ohne Gotthold weiter zu gehen. Jetzt sahen wir, wie der brave Junge sich von Neuem bemühte, seinen Schützling aus den Händen seiner Peiniger zu befreien.

„‚Aber was hat dieser Mensch gethan?‘ fragte er mit erhobener Stimme, während sein Antlitz in edlem Feuer glühte. ‚Welche Beweise, oder welche Vermuthung geben Euch ein Recht, ihn seiner Freiheit zu berauben? Was kann er dafür, wenn Frankreich mit Preußen im Krieg liegt?‘

„‚Was will denn eigentlich der verdammte Berliner?‘ ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen. ‚Die Kerle stecken unter Einer Decke, sage ich Euch! Ich kenne diesen Herrn: er ist seit einem halben Jahre mein Nachbar, und eben so gut ein Preuße, als der Bursche, zu dessen Advokaten er sich aufgeworfen hat!‘

„Gotthold erbleichte. Er erkannte einen jungen Arbeiter, der mit ihm dasselbe Haus bewohnte. Er hatte dem niederträchtigen Gesellen mehr als eine Gefälligkeit erwiesen; ja, der Undankbare schuldete ihm noch ein Darlehen von fünfzig Franken, das ihn aus einer peinlichen Verlegenheit gerissen hatte! Aber vielleicht war es gerade dieser Umstand, der den edlen Franzosen bewog, seinen Gönner zu verrathen. Wer machte nicht gerne einen Gläubiger unschädlich! Das vorige Jahrhundert bediente sich zu diesem Zwecke der Verhaftsbriefe: das Jahr 1870 benutzte das Mittel der Spionenriecherei!

„‚Wie? was? er ist ein Preuße?‘ heulten die Ouvriers in wildem Durcheinander. ‚Er hat uns betrogen! Schlagt ihn zu Boden! Er ist ein Spion! A bas les Prussiens!‘

„‚Er lügt!‘ rief Gotthold so laut er konnte. ‚Wenn es denn in Euren Augen ein Verbrechen ist, ein Preuße zu sein, wenn die Garantieen, die Eure Regierung gegeben hat, eitel Wind sind, so kann ich Euch mit gutem Gewissen versichern, daß ich von diesen Mißständen nicht betroffen werde. Ich bin Oesterreicher!‘

„‚Glaubt ihm nicht!‘ schrie der junge Arbeiter; ‚glaubt ihm keine Silbe! Ich habe ihn hundertmal preußisch sprechen hören, und seht Ihr, die dort (er deutete auf Emilien), die dort ist seine Braut, ebenfalls eine Preußin, und der neben ihr, das ist sein Bruder. Ich kenne sie alle wie meine Rocktasche!‘

„Gotthold machte den Versuch, sich durchzudrängen. Emilie ward blaß wie der Kalk an der Wand. Ich klammerte meine Hand krampfhaft um den Griff meines massiven Stockes.

Gotthold's Absichten wurden alsbald von der brüllenden Menge vereitelt. Ich war rathlos. Konnte ich Emilien inmitten dieses Tumultes allein lassen? Unmöglich! Mußte ich nicht meinem Bruder, dessen Lage immer kritischer wurde, zu Hilfe eilen?

„Es blieb mir nicht lange Zeit zur Wahl. Mit den Rufen: ‚Ueberall Spione! Wir sind verrathen! Schlagt sie todt!‘ stürzte ein Theil der aufgeregten Masse auf die Stelle zu, wo ich mit Emilien in bangster Erwartung stand. Ich hörte noch, wie Gotthold dem schnöden Angeber ein Wort der Entrüstung zudonnerte. Dann ward der Lärm zu betäubend, zu sinnverwirrend, als daß ich etwas Zusammenhängendes hätte verstehen können.

„Der Moment war entsetzlich. Zwanzig drohende Fäuste stemmten sich mir entgegen. Ich wollte sprechen. Man ließ mich nicht zum Wort kommen. Ich war wie betäubt. Ein Steinwurf, der die zitternde Emilie an die Stirne traf, brachte mich zur Besinnung. Den Stock verkehrt schwingend, so daß der mit Blei ausgegossene Knopf eine furchtbare Waffe abgab, forderte ich mit vor Wuth bebender Stimme die Nächststehenden auf, Platz zu machen. Das Bewußtsein der Gefahr und der Zorn über die Mißhandlung des engelgleichen Wesens an meiner Seite lieh mir Riesenkräfte. Als meine Aufforderung fruchtlos blieb, schlug ich blindlings darauf los. Die Wirkung war beispiellos. Heulend wich die Rotte, die außer ihren Fäusten und einigen schlechten Taschenmessern keine Waffe hatte, zurück. Zwei oder Drei von ihnen wanden sich am Boden. Aber wenige Sekunden später fiel mir einer der Muthigsten von der Seite her in den Arm. Im Nu war ich gepackt. Ich sah nur noch, wie Emilie in Ohnmacht sank, wie sich zwei brutale Fäuste nach ihr ausstreckten, dann schwand mir die Besinnung.

„Ich erwachte in einer Apotheke. Um mich herum standen drei Polizisten: ich war verhaftet. Neben mir auf einer Bahre lag Gotthold. Er blutete aus mehreren Wunden, von denen zum Glück — oder vielleicht zum Unglück — keine gefährlich war. Auch er war von Stadtsergeanten umringt.

„Mein erster Gedanken war Emilie. Außer einem heftigen Schlag auf den Kopf, von dessen Wucht mir noch das Gehirn schwirrte, schien ich nichts Ernstliches abbekommen zu haben. Die Sicherheitsmannschaften mußten im rechten Moment eingeschritten sein. Aber wo war Emilie?

„‚Wo ist Emilie?‘ fragte auch Gotthold mit bebender Stimme.

„Niemand wußte die gewünschte Auskunft zu ertheilen. Die Sergeanten hatten sich nur um uns bekümmert. Was sonst noch vorgefallen war, wußten sie nicht.

„Meine Angst stieg mit jeder Minute. Gotthold zuckte krampfhaft zusammen. Ein dumpfes Stöhnen wand sich aus seiner qualgepreßten Brust los. Dann verließ ihn das Bewußtsein.

„Man brachte uns nach dem nächsten Polizeiposten, Jeden in ein besonderes Gewahrsam. Vier Tage, trostloser, peinvoller, als ich sie zu schildern vermöchte, und wenn ich selbst dem düstern Höllengedichte des großen Florentiners die Farben abborgen wollte, verlebten wir in einem Kerker, wie man ihn sonst nur den schwersten Verbrechern zum Aufenthaltsorte anzuweisen pflegt. Als Lager diente uns der nackte Fußboden; die ekelhafte Nahrung, die man uns vorsetzte, würde ein Hund verschmäht haben. Vergeblich protestirte ich mit aller mir zu Gebote stehenden Energie. Vergeblich verlangte ich Papier und Feder, um an den österreichischen Botschafter zu schreiben. Man lachte mir in's Gesicht, oder stieß wohl gar Drohungen aus, deren Rohheit mir das Blut in die Schläfe trieb.

„Und bei allen diesen Leiden die nagende Ungewißheit um Emilien! Was konnte aus ihr geworden sein? Ich hatte gesehen, wie man auf sie losgestürzt war! Wenn man sie mißhandelt hatte, wie uns? Der Gedanke brachte mich fast zum Wahnsinn! Und dann, wer vermochte zu sagen, ob der Steinwurf, der sie an der Stirne getroffen, nicht gefährlicher war, als es den Anschein hatte?

„Ich schloß während der vier Tage kaum ein Auge. Immer und immer wieder schwebte das Bild des lieben, holdseligen Geschöpfes vor meinen Blicken. Freilich, ich konnte mir einreden, sie habe sich noch zur rechten Zeit einen Aus-

weg in's Freie gebahnt; sie sei heimgeeilt und harre jetzt bei ihrem Vater auf unsere Erlösung. Aber die Vorspiegelung wollte nicht haften. Eine düstere Ahnung legte sich Stunde um Stunde beklemmender um meine Seele. Ich war der Verzweiflung nahe.

„Am fünften Tag überbrachte man uns einen Befehl des Polizeipräfekten, demzufolge wir ‚im Interesse der öffentlichen Sicherheit' Paris binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen hätten, widrigenfalls man uns gewaltsam über die Grenze transportiren würde.

„Ich fand meinen Bruder in einem bejammernswerthen Zustande. Die erhaltenen Wunden, der Aufenthalt in dem dumpfen Steingewahrsam und vor Allem die marternde Angst um die Geliebte hatten den Unglücklichen in ein entsetzliches Fieber gestürzt. Seine Brust keuchte, er redete irre.

„Ich ließ ihn nach unserer Wohnung bringen und eilte alsbald zu dem Vater Emiliens . . .

„Mein Herz hämmerte in wüthender Aufregung, als ich die wohlbekannte Klingel zog.

„Eine alte Dienerin öffnete mir. Als sie mich erblickte, brach sie in lautes Weinen aus. — Ich wußte genug . . .

„Ich fand den beklagenswerthen B . . . . y mehr todt als lebendig. Er lag seit drei Tagen zu Bette. Sein glanzloses Auge starrte mich an, wie der schattenhafte Blick eines Skeletts. — Er erkannte mich nicht. — Der Schlag war zu vernichtend gewesen; er hatte die einst so kräftige Natur des rüstigen Greises vollständig zertrümmert. — Der Kampf dauerte noch einige Tage, dann schwand die letzte Widerstandsfähigkeit dahin: B . . . . y starb, ohne auch nur einen Augenblick die volle Klarheit seines Bewußtseins erlangt zu haben.

„Und Emilie? Ich sah sie nicht wieder.... Drüben an den Abhängen des Père Lachaise, — da schlief die entblätterte Rose den ewigen Schlaf.... Sie war des Tags zuvor beerdigt worden, nachdem sie, tödtlich an der Stirne verwundet, vierundzwanzig qualvolle Stunden durchwimmert hatte....

„Ein siedender, wahnsinniger Schmerz durchzuckte meine Brust wie ein brandglühender Blitz. — Das Bild meines verzweifelten Bruders trat mir wie ein blutiges Gespenst vor die Seele. Ich mußte mich an die Lehne des nächsten Sessels halten, um nicht zusammenzubrechen...

„‚Todt, todt!‘ stöhnte ich mit dumpfer, klangloser Stimme; ‚das liebste, schönste, beste Wesen, die blühende Blume todt, todt!‘ Der Gedanke war zu entsetzlich, als daß ich ihn hätte fassen können! Ich warf mich zu Boden und weinte wie ein Kind.“

...... Ferdinand hielt einen Augenblick inne. Ich wagte die Fluth seiner Erinnerungen durch keine Frage zu unterbrechen, die unter diesen Umständen herzlos oder frivol geklungen haben würde.

„Indeß“, fuhr er nach einer Weile fort, „es galt, sich aufzuraffen. Wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, auch den Bruder zu verlieren, mußte ich das Ausweisungsdekret rückgängig zu machen suchen. Gotthold war absolut unfähig, die beschwerliche Reise anzutreten.

„Ich schüttelte mein Leid ab, so gut es gehen wollte, biß die Zähne zusammen, wie ein Verwundeter, dem man einen Arm amputirt, und begab mich auf die Polizeipräfektur.

„Ich hoffte wenigstens einen Aufschub von einigen Tagen zu erlangen. Ich erbot mich, die betreffenden ärztlichen Zeugnisse beizubringen. Ich berief mich auf verschiedene angesehene

Familien, die uns kannten, und gewiß bereit sein würden, für uns zu bürgen.

„Alle meine Vorstellungen blieben fruchtlos.

„— Ich wandte mich schließlich an die österreichische Botschaft — umsonst! Wir mußten uns dem grausamen Zwang fügen. — Ich packte in der Eile das Unumgänglichste zusammen, traf die erforderlichen Anordnungen betreffs unserer Wohnuug, und reiste mit dem sterbenskranken Bruder über die belgische Grenze . . .

„Mein Herz blutete bei dem Gedanken, dem armen Opfer einer unerhörten Barbarei das entsetzliche Schicksal, das ihn betroffen hatte, in seinem ganzen Umfange mitzutheilen. — Ich machte mich auf das Schlimmste gefaßt. Die Wahrheit konnte — selbst wenn er körperlich wieder hergestellt war, — ihm den Tod bringen . . .

„Vorläufig mußte ich natürlich darauf bedacht sein, ihm den Verlust seines theuersten Kleinods vorzuenthalten. In den lichten Augenblicken, die von Zeit zu Zeit sein Delirium unterbrachen, erzählte ich ihm ein Märchen . . . Emilie sei von einigen Offizieren aus dem Getümmel befreit und ungekränkt nach Hause geleitet worden . . . Der wackere B . . . . y werde mit seiner Tochter bald nachkommen . . . Gotthold möge nur dafür sorgen, daß er bis dahin vollständig genesen sei, und dergleichen mehr. — Aber ich mußte schlecht lügen, denn er schüttelte mit einem unsäglich schmerzlichen Lächeln den Kopf, deutete auf die Stirne, und sagte: ‚Da . . . da hat sie geblutet . . . ich sah sie wanken . . . Sprich, Ferdinand . . . sie ist krank? Warum kömmt sie nicht zu mir . . .? Geh, wenn Du wahr redest, wenn sie lebt, wenn sie gesund ist, laß sie rufen . . . sage, ich sterbe . . . ich will sie sehen . . .‘

„‚Gotthold‘, sagte ich dann, ‚sei verständig! . . . Wir sind hier in Brüssel . . . Paris ist weit . . . und dringende Geschäfte halten den Vater Deiner Braut noch für einige Zeit zurück . . .‘

„Und nun verfiel er wieder in das labyrinthische Gewirre seiner Fieberphantasieen . . . Er lachte und weinte, und schrie und stöhnte und sang in wildem Durcheinander . . . Seine Erinnerungen und seine Hoffnungen verschmolzen mit den regellosen Gebilden einer entfesselten Vorstellungskraft . . . Bald wähnte er sich in dem verhängnißvollen Tumult auf dem Boulevard von Belleville . . . Er sah Emilien von der tosenden Rotte umringt . . . Gellend rief er ihren Namen . . . Dann glaubte er sich im Kerker . . . Er ballte die Fäuste, wie um an der eisenbeschlagenen Thüre zu rütteln . . . ein wilder Fluch tönte von seinen Lippen . . . Aber alsbald ward er stille und sanft . . . ‚Sie haben Dir kein Leids gethan?‘ flüsterte er mit zärtlicher, bebender Stimme; ‚o, das ist gut, Mila . . . Die Nacht war lang in der Bleikammer . . . Fort, kommt mir nicht zu nahe! ich bin wahnsinnig . . . weil ich so langsam über die Felder gefahren bin . . . und im Kopf schlägt die Uhr zwölf . . .‘

„Sie können sich denken, was ich bei diesen und ähnlichen Phantasieen, deren ich mich genau bis auf die kleinste Silbe entsinne, zu leiden hatte. — Hundertmal wünschte ich mir den Tod, und hundertmal sagte ich mir, ich müsse leben um seinetwillen!

„Der trostlose Zustand Gotthold's dauerte neun Tage. Dann trat eine entschiedene Besserung ein. Der Arzt erklärte die Krisis für glücklich überstanden, nur bedürfe der Kranke noch wochenlang einer sorgfältigen Pflege und namentlich der Ruhe in physischer und seelischer Beziehung.

„Das war leichter gesagt, als bewerkstelligt. Kaum fühlte Gotthold die Klarheit seines Geistes zurückkehren, als er mich mit Fragen bestürmte, deren jede mir das Herz durchbohrte, wie ein zweischneidiges Schwert.

„Warum schrieb Emilie nicht? Oder wenn sie krank war, warum ließ uns ihr Vater ohne alle Nachricht? Warum war B . . . . y, der doch als Korrespondent eines norddeutschen Blattes mehr als hundert Andere von der Wuth des französischen Pöbels zu fürchten hatte, nicht mit nach Brüssel gekommen? Wie stand es mit unserer Wohnung? Was hatte ich betreffs des Geschäftes angeordnet? Wo befanden sich die Bücher und Briefschaften? Und immer und immer und immer wieder: Wo war Emilie? War sie gesund? Lebte sie überhaupt noch . . . ?

Ich hatte Mühe, meine wohlgemeinten Erdichtungen aufrecht zu erhalten. ‚Wir erhalten keine Nachricht von ihr,‘ sagte ich, ‚weil die Korrespondenz nach dem Ausland in Paris durchweg suspendirt ist. Emilie ist ganz wohl . . . Der Steinwurf war nicht gefährlich . . . sie ist ganz wohl, lieber Gotthold . . .‘

„‚Und woher weißt Du das, wenn sie nicht schreiben kann . . . ?‘

„‚Ich habe sie . . . vor unserer Abreise noch gesprochen . . .‘

„Gotthold schenkte meinen Versicherungen nur halben Glauben. — Aber ich durfte ihm um keinen Preis den Schleier lüften. Die Nachwehen des Fiebers mußten erst vollständig überwunden sein.

„Ich malte mir manchmal die entsetzliche Wirkung meiner demnächstigen Enthüllungen mit brennenden Farben aus! Ich sollte dem Unglücklichen erzählen, daß die Meuchelmörder der „heiligen Stadt“ seiner angebeteten Braut mit Fußtritten den Kopf zertrümmert hatten, — ich der Bruder dem Bruder!

Ha, wie würde er zusammenknicken unter der Wucht dieses tödtlichen Streiches, und wie würde ich unfähig sein, ihm beizuspringen! Der Gedanke quälte mich bei Tag und bei Nacht!

„Endlich kam der unselige Moment, in welchem die Würfel fallen mußten. — Das furchtbare Unglück konnte dem Betroffenen nicht länger verheimlicht werden. Seine Genesung war, trotz der fortwährenden Aufregung, die ihn durchwühlte, rascher von Statten gegangen, als ich erwartet hatte. — Ich mußte sprechen, so schwer mir die verzweifelte Aufgabe auch fallen mochte . . . Ich sprach!

„Gotthold vernahm sein Schicksal mit jener dumpfen Gelassenheit, die den Beobachtenden unheimlicher, gespenstischer berührt, als der Ausbruch eines ungestümen, tosenden Schmerzes.

„‚Ich habe es gewußt, ich habe es gewußt!‘ das war Alles, was er erwiederte.

„Er schwankte nach dem Sopha, und setzte sich lautlos in eine Ecke. — Nur das Zucken seines bleichen Mundes verrieth, was in ihm vorging.

„‚Gotthold!‘ sagte ich, ‚fasse Dich! . . . Sei ein Mann . . . Suche Dein Loos zu ertragen . . . Denke an unsere arme, gute Mutter . . .‘

„Er schien mich nicht zu hören. Ach, ich fühlte nur zu tief, daß es für dieses namenlose Weh keinen Trost gab. Ich schwieg und beugte seufzend mein Haupt.

„Desselbigen Abends hatte sich Gotthold's körperlicher Zustand wieder verschlimmert. Er mußte mehrere Tage das Bett hüten. — Kein Wort der Klage kam über seine Lippen, aber seine stumme Verzweiflung sprach nur allzu beredt.

„So vergingen zwei, drei Wochen. — Der Arzt schüttelte immer bedenklicher den Kopf.

„Eines Tages nahm er mich bei Seite.

„‚Ich darf Ihnen nicht verheimlichen', sagte er, ‚daß Ihr Herr Bruder sich auf dem Wege befindet, wieder ernstlich krank zu werden. Ich konstatire seit einiger Zeit die Symptome eines sich entwickelnden Brustleidens, das mir in Verbindung mit der unleugbaren Trübung seines psychischen Lebens die größten Besorgnisse einflößt. — Wenn ich Ihnen rathen soll, so packen Sie auf und lassen sich bis zu Anfang Oktober am Genfer See nieder, um dann die rauhe Jahreszeit in Italien zu verbringen. Eine solche klimatische Kur wird, abgesehen von ihren unmittelbaren Einwirkungen auf den Organismus, den Vortheil haben, das verstimmte Gemüth Ihres Herrn Bruders zu zerstreuen und aufzuheitern. Was meinen Sie?'

„Ich erklärte mich sofort bereit, Alles zu thun, was der Arzt für nöthig erachte. — Ich bat ihn um detaillirte Vorschriften über die Orte, an denen wir uns aufhalten, über die Lebensweise, die der Patient führen sollte, und mit den erforderlichen Instruktionen ausgerüstet reisten wir am folgenden Tage ab.

„In Montreux verweilten wir nur eine Woche. Ich wollte noch vor Eintritt des eigentlichen Herbstes die Alpen hinter mir haben. Gotthold — darüber durfte ich mich nicht täuschen — wurde kränker und kränker. Seine Gemüthsverstimmung grenzte mitunter an Stumpfsinn. Ich hegte nur noch schwache Hoffnungen, aber ich fühlte instinktiv, daß diese Hoffnungen sich an das gelobte Land aller Leidenden, an Italien, knüpften.

. . . „Erlassen Sie mir die peinvolle Schilderung der reißenden Fortschritte eines Zustandes, den ich bald als unheilbar erkennen mußte! . . .

„Sie haben ihn gesehen, den Unglücklichen, wie die eiserne Hand seiner Qualen ihn schüttelte. — Ein Schatten unter Lebendigen wandelnd, scheint er schon jener unsichtbaren Welt auzugehören, in welche die Geliebte ihm vorangegangen ist . . . Er spricht fast keine Silbe mehr. In seiner Brust sägt und hämmert der Heine'sche Zimmermann : er zimmert ihm seinen Todtensarg.

„Wenn Sie ihn gekannt hätten, den lebensfrohen blühenden Jungen mit seiner Welt von rosigen Träumen und himmelblauen Hoffnungen; wenn Sie den treuherzigen frischen Glanz dieses Auges geschaut hätten, das jetzt halb gebrochen der letzten Stunde entgegenstarrt, Sie würden mit mir den Urhebern dieses blutigen Verbrechens fluchen, fluchen mit allen Verdammungsformeln der Hölle! . . ."

Er hatte geendet . . .

„Ihre Geschichte ist entsetzlich", sagte ich tief erschüttert . . . „Sie klingt wie eine Reminiscenz vergangener barbarischer Jahrhunderte . . . Wer hätte vor einem halben Jahre geahnt, daß dergleichen in unserem Zeitalter möglich wäre!"

„O!" versetzte er bitter, „das Schicksal meines Bruders ist nur ein Tropfen aus dem Meere des Elends, das diese verabscheuungswürdige Nation über Europa's wackerste Söhne gegossen hat; nur ein Sandkorn am Strande! Wer zählt die Leiden, die allein durch diese barbarische Vertreibung der deutschen Kolonisten ausgesä't wurden! Und nun gar die Hunderttausende von Opfern, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind! Wahrlich, die Rechnung die wir mit Frankreich auszugleichen haben, ist zu einer schwindelnden Höhe herangewachsen! Nicht das Kaiserreich, nein, das Volk, jeder Einzelne, ist uns für die Schandthaten der letzten Monate verantwortlich! — Die erbärmliche Republik hat das schamlose Geschäft, das unter dem Empire eröffnet wurde, redlich fortgeführt!

Die Spionenhetze ward unter den Kreaturen Eugeniens nicht energischer betrieben, als unter den Puppen des Vorstadtpöbels. — Gambetta ist um kein Haar besser, als die Männer vom zweiten December . . ."

Ich konnte ihm nicht widersprechen. — In der That, was hatte diese neue Aera, die so viel von Gerechtigkeit und Brüderlichkeit faselte, gethan, um den Mißhandlungen und Vergewaltigungen friedlicher Menschen, die kein anderes Verbrechen begangen, als das, geborene Deutsche zu sein, auch nur einigermaßen zu steuern? Nichts, absolut Nichts! Kein offizieller Erlaubnißschein vermochte gegen die Rohheiten dieser verthierten Banden zu schirmen. — Man flüchtete mit dem Aufenthaltsdokument in der Tasche... Das moderne Frankreich war seit lange gewohnt, seine amtlichen Versprechungrn nicht für bindend zu erachten . . .

„Ja", sagte Ferdinand nach einer Pause, „die Vorgänge in Paris stehen einzig da in der Geschichte aller Zeiten und Völker! Werden die siegreichen deutschen Regierungen diese himmelschreienden Frevel ungesühnt lassen? Wer aber kann Verluste ersetzen, wie mein Bruder erlitten hat? — Ich gestehe Ihnen, für mich hat das Leben seinen wesentlichsten Reiz eingebüßt . . ."

Er erhob sich und reichte mir schmerzlich lächelnd die Hand.

Wir traten in's Freie. Der Mond schien hell. — Die Zinnen des Palazzo Vecchio strahlten wie Silber. — Die Piazza wimmelte von munteren Spaziergängern.

Schweigend schritten wir durch das bunte lärmende Treiben, das so wenig zu unseren Gedanken und Empfindungen stimmte. Wir wandelten am Arno entlang und blickten gesenkten Hauptes in die rauschende Fluth.

„Gute Nacht!“ sagte Ferdinand, als wir an seiner Wohnung angelangt waren. „Ich fürchte, ich habe Ihnen zu viel erzählt . . . Doch sei's darum! Adieu, lieber Freund!“

Die schlanke Gestalt des jungen Mannes verschwand im Halbdunkel des Hausflurs.

* * *

Acht Tage waren seit meiner Begegnung mit den beiden Brüdern verflossen.

Ueber den Ponte-alle-Grazie bewegte sich langsam und feierlich ein Leichenzug.

Ich schritt an der Seite Ferdinand's hinter dem Sarge her . . .

Es war Gotthold, den der Tod von seinen Leiden erlöst hatte.

Auf der Höhe von San Miniato machte der Zug Halt. Drunten im Thale lag das schöne Florenz so stolz und herrlich, wie ich es drüben vom Bello Sguardo aus gesehen hatte: aber das Herz, das damals noch in verzweiflungsvollem Kampfe rang, war jetzt stille, wie die See nach dem Sturme . . .

Der Geistliche sprach über der frühen Gruft des Dulders einige wohlgemeinte Worte. Dann ergriff er eine Erdscholle und warf sie dem Heimgegangenen als letzten Gruß in die Tiefe nach. Wir Andern, — Ferdinand, die alte Margarita, die Signora, bei der die Brüder gewohnt hatten, zwei oder drei Florentiner Freunde des Verstorbenen, und ich —, folgten seinem Beispiel. — Der Priester faltete die Hände und betete ein kurzes Gebet. Dann war die Ceremonie vorüber. — Man schickte sich zum Gehen an . . .

Ich legte meine Hand in Ferdinand's Arm. — Ich vermochte nicht zu sprechen. Traurig stiegen wir die Stufen

mit den hölzernen Kreuzen hinab ... Traurig überschritten wir die Brücke ...

Als wir auf dem Lung Arno ankamen, riefen die Zeitungsverkäufer gellend in die klare Herbstluft hinaus:

„Ecco Signori! La presa di Strasburg!“

Ja, ihr Tapferen! Werft auch die sündhafte Babel an der Seine in den Staub und rächt die Qualen eurer mißhandelten Brüder!

Druck von Wilhelm Keller in Gießen.